

## Goethes Naturwissenschaftliche Schriften als Fundament von Rudolf Steiners Gesamtwerk

*Zur vorgesehenen Neuauflage der Naturwissenschaftlichen Schriften und zur  
22. Sommerausstellung aus dem Archiv der Rudolf Steiner-Nachlaßverwaltung  
in Dornach, Rudolf-Steiner-Halde*

Ich beschäftige mich seit einer Reihe von Jahrzehnten, ich kann sagen seit 1879/80 eigentlich immer, intensiv seit 1885/86, mit Goethes Naturanschauung. Und ich habe in dieser Zeit die Anschauung gewonnen: In dem Impuls, den Goethe der Naturanschauung gegeben hat – von dem die heutigen Naturgelehrten, Naturwissenschaftler, Naturdenker eigentlich gar nichts verstehen – liegt etwas, das ausgebildet werden kann, aber erst in Jahrhunderten. So daß Goethe wohl wahrscheinlich, wenn er wiederkommen wird in anderer Inkarnation, noch die Möglichkeit finden wird, an dem zu gestalten – was er in dieser Inkarnation gerade aus seinen Naturanschauungen noch nicht hat fertigmachen können. Manche Dinge ahnt man heute noch gar nicht, die in Goethes Naturanschauung liegen. Darüber habe ich mich ja ausgesprochen in meinem Buche «Goethes Weltanschauung» und in den «Einleitungen zu Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften» in Kürschners Nationalliteratur. So daß man schon sagen kann: Goethe trägt mit seiner Naturanschauung etwas in sich, das in weite, weite Horizonte hinausweist.

*Rudolf Steiner im Vortrag Dornach, 5. November 1916*

Seit nahezu vier Jahrzehnten wird auf der Bühne des Goetheanum in Dornach Goethes «Faust» immer wieder ungekürzt aufgeführt. Diese Großtat in der Geschichte des deutschen Theaters ist bekanntlich eine Frucht der ungeheuren Arbeit, die Marie Steiner zusammen mit ihrem Bühnensembel geleistet hat, damit fortführend, was unter Rudolf Steiner während des Ersten Weltkrieges in den Jahren 1915–19 durch die eurythmisch-dramatische Inszenierung wichtigster Szenen begonnen worden war.\* Die diesjährigen Faust-Gesamtauführungen auf der Bühne des Goetheanum legten es nahe, die Sommerausstellung aus dem Archiv der Rudolf Steiner-Nachlaßverwaltung auf das abzustimmen, was Rudolf Steiner im Zusammenhang mit Goethes «Faust» künstlerisch geschaffen hat.

Gleichzeitig ergab es sich aber auch, daß die Rudolf Steiner-Nachlaßverwaltung vorgesehen hat, die 5 Bände umfassenden Naturwissenschaftlichen Schriften Goethes, wie sie von Rudolf Steiner herausgegeben und kommentiert wurden, als notwendige Ergänzung zur Rudolf Steiner Gesamtausgabe neu herauszubringen (siehe den beiliegenden Subskriptionsprospekt). Denn diese von den Goethe-Texten untrennbaren Kommentare zu den einzelnen Textstellen bilden zusammen mit den Einleitungen die unentbehrliche Grundlage von Rudolf Steiners Gesamtwerk.

\* Siehe: «Marie Steiner – Die Erneuerung der Bühnenkunst durch die Anthroposophie. Eine Dokumentation», Dornach 1973, mit zahlreichen Abbildungen.

Seit dem Erscheinen des ersten Bandes im Frühjahr 1884 sind nun inzwischen neun Dezennien vergangen. Die diesjährige Sommerausstellung möchte dazu dienen, sowohl auf Rudolf Steiners Faustforschung als auch auf die Bedeutung dieses Fundamentes seines Gesamtwerkes hinzuweisen. Und so spricht diese Ausstellung immer wieder davon, wie unlöslich Rudolf Steiners Werk mit Goethe verknüpft ist.

Rudolf Steiner gehörte ja zu den ersten Goetheforschern vom Ende des 19. Jahrhunderts. Sein Zugang zu Goethe wurde gefördert durch seinen Lehrerfreund, den Germanisten Karl Julius Schröer, dessen Faust-Kommentar 1880 erschienen war. Der früheste von Rudolf Steiners Hand uns erhaltene Brief – im Original ausgestellt –, datiert vom 13. Januar 1881, ist bezeichnenderweise dem «Faust» gewidmet:

«Ich danke es Gott und einem guten Geschick, daß ich hier in Wien einen Mann kennenlernte, der nach Goethe selbstverständlich sich als der beste Faustkenner rühmen darf, einen Mann, den ich hochschätze und verehere als Lehrer, als Gelehrten, als Dichter, als Menschen. Es ist Karl Julius Schröer . . ., der den zweiten Teil des «Faust» ins rechte Licht setzte. Glaubte man doch, dieser sei nur ein schwaches Werk des alten Goethe. Lenau sagte: Goethe hätte den Gedanken des Faust ganz verfehlt. Den Faust müsse der Teufel holen. Doch das ist nicht wahr. Das hatte Goethe richtig gesehen. Den Faust des sechzehnten Jahrhunderts, der sich nicht mit der Bibel etc. etc. zufrieden gibt, den muß der Teufel holen, das ist gewiß, doch den Faust des neunzehnten Jahrhunderts, den braucht und darf kein Teufel holen, denn «wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.» (Briefe I.)

Eindreiviertel Jahre nach diesem Brief, im Herbst 1882, wurde durch Empfehlung Schröers der erst im 22. Lebensjahr stehende Student der Naturwissenschaften zum ersten Herausgeber und Kommentator der gesamten naturwissenschaftlichen Schriften Goethes in Kürschners Deutscher Nationalliteratur. Dieses bedeutende verlegerische Unternehmen mit insgesamt 221 Bänden, darunter 36 Goethe-Bänden, wurde im Frühjahr 1882 von Joseph Kürschner begründet, auf dessen Anfrage vom 18. April 1882 Schröer die Herausgabe von Goethes Dramen übernommen hatte. Die sich daraus entwickelnde und im folgenden in den wichtigsten Teilen wiedergegebene Korrespondenz bestimmte Rudolf Steiner zum Herausgeber von Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften.

Die aus dieser Korrespondenz deutlich werdende Tatsache, daß die Farbenlehre zum Ausgangspunkt von Rudolf Steiners Lebenswerk geworden ist, liegt begründet in der Aufgabe, die er selbst sich damals zum Ziel gesetzt hatte: von der Naturwissenschaft her die Brücke zu einer neuen, dem modernen Bewußtsein gemäßen Geisteswissenschaft zu schlagen: «In den Anschauungen, die ich über die physikalische Optik gewann, schien sich mir die Brücke zu bauen von den Einsichten in die geistige Welt zu denen, die aus der naturwissenschaftlichen Forschung kommen.» (Mein Lebensgang, 5. Kapitel.) Mit etwas anderen Worten findet sich dasselbe in seinem Vortrag Köln, 29. Dezember 1912: «Wenn man aber verbinden wollte heute *wirkliche* Wissenschaft mit okkulten Prinzipien, dann müßte man gerade heute für die Goethesche Farbenlehre eintreten.»\*

\* Siehe Bibl.-Nr. 142 «Die Bhagavad Gita und die Paulusbrieve», Dornach 1960.

Im Hinblick auf die richtige Einschätzung von Rudolf Steiners eigener, von Goethe unabhängigen Erkenntnisart ist wesentlich, daß er schon – noch bevor an ihn die Aufgabe herangetreten war, Goethes Naturwissenschaftliche Schriften zu bearbeiten – auf seine Art zu der Schlüsselerkenntnis von Goethes Naturanschauung vorgedrungen war: der *Metamorphosenlehre*. Gerade über seine Licht- und Farbenstudien, über seine morphologischen Studien kam er in seiner eigenen geistanschauenden Art auf die Goethesche Metamorphosenlehre und wurde so immer mehr gewahr, wie das für die Sinne erfaßbare Naturbild zu dem hindrängt, was ihm auf geistige Art anschaulich war. Und nun erst fühlte er sich durch eine innere Notwendigkeit getrieben, Goethes naturwissenschaftliche Schriften in allen Einzelheiten durchzuarbeiten: «Ich dachte zunächst nicht daran, eine Erklärung dieser Schriften zu versuchen, wie ich sie dann bald in den Einleitungen zu denselben in Kürschners Deutscher Nationalliteratur veröffentlicht habe, ich dachte vielmehr daran, irgendein Gebiet der Naturwissenschaft selbständig so darzustellen, wie mir diese Wissenschaft nun als «geistgemäß» vorschwebte.» (Mein Lebensgang, 5. Kapitel.) In diesem Sinne entstand damals eine längere nicht erhalten gebliebene Abhandlung über die Du Bois-Reymondschen «Welträtsel», die ja selbstverständlich in allen Journalen zurückgewiesen worden sei, wie er in seinem Vortrag Bremen, 16. 6. 1917 erzählt. Ungefähr gleichzeitig entstand auch der Aufsatz «Einzig mögliche Kritik der atomistischen Begriffe», der zu seinen Lebzeiten ebenfalls nie gedruckt wurde und den er damals im Manuskript mit persönlichen Briefen an die Professoren Friedrich Theodor Vischer in Stuttgart, Johannes Rehmke in St. Gallen und Johannes Volkelt in Leipzig sandte, die ihm auch freundlich antworteten. Es war dies im Sommer 1882, also wenige Wochen bevor ihm Kürschner die Herausgabe von Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften übertrug.

Aufgrund seiner Pioniertat für «Goethes Recht in der Naturwissenschaft»\*, wurde Rudolf Steiner dann ja auch zum Herausgeber der Naturwissenschaftlichen Schriften, ursprünglich sogar vor allem für die Farbenlehre, innerhalb der großen Weimarer Sophienausgabe berufen. Unmittelbar nach Erscheinen der Farbenlehre in Kürschners Nationalliteratur im Jahre 1890, ging Rudolf Steiner an das Goethe- und Schillerarchiv in Weimar. Zwar erlebte er schon damals und in der Folgezeit immer mehr und mehr, wie wenig, trotz aller seiner Bemühungen, Goethes Naturanschauung verstanden wurde. Trotzdem hat er nie aufgehört, Goethes Recht in der Naturwissenschaft zu verteidigen und ihn als Begründer der Wissenschaft der Organik zu würdigen. Deshalb gehört auch dieses sein Erstlingswerk zu denjenigen seiner Schriften, die er selber immer wieder und wieder anführt; war es doch die Basis, von der er selber ausgegangen ist für die wissenschaftliche Bewußtseinsentwicklung zum lebendigen Denken hin. Denn der Goethesche Metamorphosengedanke, nach Rudolf Steiner eine der größten, bedeutendsten Erscheinungen im modernen Geistesleben, bildet ja den Anfang zum neuen lebendigen Denken. In seinem Vortrag über Goethes Metamorphosengedanken, gehalten in Dornach am 30. September 1922\*, führte er darüber aus:

\* Gleichnamiger Aufsatz zum Erscheinen des 1. Bandes der naturwissenschaftlichen Schriften in der «Deutschen Zeitung», Wien, vom 6. Juni 1884. Enthalten in GA Nr. 30.

«So ist nun einmal die historische Entwicklung: Einmal im alten Orient waren lebendige Begriffe . . . die Menschen mußten sich zu den toten Begriffen hindurcharbeiten . . . Jetzt sind wir in der Lage, daß wir den Begriff neu erwecken müssen . . ., indem wir uns wirklich hineinleben, immer weiter und weiter nicht nur hineinfinden, sondern es ausbilden, was als erster Goethe als den Metamorphosengedanken gefaßt hat: den lebendigen Begriff.»

«Was hat denn Goethe eigentlich getan, indem er den Metamorphosengedanken gefaßt hat? Das war eben das Wiederaufleuchten eines innerlich lebendigen Denkens, eines Denkens, das in den Kosmos eintreten kann . . . Es war schon eine innerliche Entdeckung von großartigster Art, die da durch Goethe in die Welt gekommen ist. Daher habe ich im allerersten Band von Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften, den ich im Anfange der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erscheinen ließ, in der Einleitung den Satz niedergeschrieben: Goethe ist zu gleicher Zeit der Kopernikus und Kepler der organischen Naturwissenschaft, und was Kopernikus und Kepler für die äußere tote Natur getan haben, den Begriff gereinigt, um im gereinigten Begriff das Astronomische und Physikalische zu fassen, das hat Goethe durch den lebendigen Begriff, den Begriff der Metamorphose, für die organische Naturwissenschaft geleistet. Und das ist seine zentrale Entdeckung.»\*

Nun ist ja hinreichend bekannt, wie Rudolf Steiner mit den höheren Erkenntnisstufen der Imagination, Inspiration und Intuition von der Metamorphosenanschauung für die Naturreiche weitergeschritten ist zur Erkenntnis des Menschen- und Geistesreiches, zur Anthroposophie. Das konnte Goethe ja noch nicht, weil «es ihm nicht gelungen ist, von seiner Metamorphosenidee zur wirklichen Imagination zu gelangen». (Vortrag Dornach, 30. 9. 1922.)\*

Aus der imaginativ-inspirativ-intuitiven Erkenntnisfähigkeit heraus vermochte Rudolf Steiner aber nicht nur die anthroposophisch orientierte Geisteswissenschaft zu schaffen, sondern auch als echter *Künstler* zu gestalten. So entstanden seine Mysteriendramen, die Goetheanum-Bauformen, die Eurythmie, eine neue Malweise durch die Malereien in der Kleinen Kuppel des Ersten Goetheanum mit einer Faustfigur als Repräsentant des modernen Geistsuchers und auch den beiden Widerparten der Menschennatur, die in Goethes Mephistopheles noch in chaotischer Einheit verbunden sind: Luzifer und Ahriman.

Von all dem ist in der diesjährigen Ausstellung vieles zu sehen. Möge mancher Betrachter davon angeregt und bereichert zum Ausgangspunkt von Rudolf Steiners Lebenswerk, zu Goethes Metamorphosengedanken in den Naturwissenschaftlichen Schriften greifen, so wie sie Rudolf Steiner vor nunmehr neun Jahrzehnten erläutert und worüber er in seinem schon zitierten Vortrag vom 30. September 1922\* zu seinen Zuhörern die bedenkenswerte Äußerung machte: «Wenn Sie das, was ich jetzt [über die Metamorphose der Pflanze] gesagt habe, erfassen, dann bekommen Sie eine Idee vom Geist.»

*Hella Wiesberger*

\* Siehe Bibl.-Nr. 216 «Die Grundimpulse des weltgeschichtlichen Werdens der Menschheit», Dornach 1965.

## Aus dem Briefwechsel Kürschner - Schröder - Steiner\*

*im Zusammenhang mit Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften  
in Kürschners Deutscher Nationalliteratur*

Nachdem Joseph Kürschner am 18. April 1882 an Karl Julius Schröder die Anfrage gerichtet hatte, ob er die Herausgabe von Goethes Dramen innerhalb der Deutschen Nationalliteratur übernehmen wolle und Schröder am 21. April 1882 zusagte, schrieb am

22. April 1882 Kürschner an Schröder:

«... Ich betrachte es als einen besonderen Gewinn, Sie für mein Unternehmen gewonnen zu haben, und wird meine Freude um so größer sein, je mehr Sie bei der Sache sich beteiligen wollen. ...»

13. Mai 1882 Schröder an Kürschner:

«... Was die Farbenlehre anlangt, habe ich meine eignen Gedanken. Hier könnte Großes geschehen! Unsere Physiker werden erzogen dazu, sie nicht zu verstehen, alle ihre Instrumente sind danach eingerichtet, und Goethe hatte doch recht! Wenn sich da ein Kundiger fände! Ich habe darüber einst mit Rosenkranz in Königsberg gesprochen, der mit mir derselben Überzeugung war. Alles hängt davon ab, daß ein philosophisch gebildeter Geist erstet, der die Forschungen der Physik zu überschauen vermöchte ...»

22. Mai 1882 Kürschner an Schröder:

«... Die novellistischen und wissenschaftlichen Arbeiten harren *noch* ihres Bearbeiters. Wissen Sie betr. der letzten namentlich den philosophischen Kopf noch zu finden, der uns not tut, so bin ich Ihnen für Mitteilung des Fundes wahrlich dankbar ...»

4. Juni 1882 Schröder an Kürschner:

«... Ein Student in höheren Semestern, der Physik, Mathematik und Philosophie betreibt, bei mir aber auch seit Jahren Vorlesungen hört, befaßt sich eingehend mit Goethes naturwissenschaftlichen Schriften. Ich gab ihm die Anregung, sich

\* In den für 1975 vorgesehenen Band der BRIEFE Rudolf Steiners innerhalb der Gesamtausgabe sollen wesentliche Stellen auch aus den Briefen der betreffenden Briefpartner in der Art, wie die hier abgedruckten, aufgenommen werden.

Joseph Kürschner (1853–1902) lebte von 1881–92 in Stuttgart und gab von 1882/83–1901 die «Deutsche Nationalliteratur» heraus.

Karl Julius Schröder (1825–1900), Pädagoge, Sprach- und Goetheforscher, seit 1867 Professor für Literatur an der Technischen Hochschule in Wien.

in einem populären Aufsatz über Goethe und Newton zu versuchen und denselben Ihrem Journal zuzusenden. Wenn dieser Aufsatz gelänge, da hätten wir den rechten Mann für die Herausgabe der naturhistorischen Schriften. Von diesem Gedanken sagte ich ihm nichts, ich weiß auch nicht, wie er schreibt. Aus Gesprächen aber erfahre ich, daß er den Stoff beherrscht und eine selbständige, mir richtig scheinende Anschauung gewonnen hat. Er heißt Steiner.»

21. Juni 1882 Kürschner an Schröder:

«... Ihr Student in höheren Semestern scheint auch mir der rechte Mann, obgleich ich seinen Namen nicht lesen kann. Ob sein Aufsatz für unser, doch leichteres Journal geeignet ist, weiß ich freilich noch nicht, aber die Arbeit gäbe doch wohl Kunde, was man von dem jungen Mann zu erwarten hat. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie ihn noch mehr prüfen und mir Gewißheit geben könnten, ob er im Stande wäre, die schwierige Arbeit zu übernehmen. Ich würde dann gerne bald mit ihm abschließen. Die literarische Darstellung ergibt sich wohl aus seinem Aufsatz. Ist er schon Dr.? ...»

24. Juni 1882 Schröder an Kürschner:

«Sie können auch meine Schrift nicht lesen, Steiner heißt jener Student. ...»

26. Juni 1882 Kürschner an Schröder:

«... Auf Steiners Sachen bin ich sehr neugierig ...»

(Juli/August) Kürschner an Schröder:

«Die wissenschaftlichen Schriften Goethes möchte ich sehr gern dem Studenten, Ihrem Schüler übertragen, jedoch nur, wenn Sie die Liebenswürdigkeit haben wollen, sozusagen das Protektorat zu übernehmen, d. h. die Ausgabe vor Drucklegung durchzusehen, vielleicht auch zu dem Ganzen ein einführendes Wort zu schreiben ...»

3. September 1882 Schröder an Kürschner:

«... In Bezug auf den Studenten Steiner muß ich bitten, mir Frist zu geben bis ich ihn sehen und sprechen kann. Ich werde wohl schon den 12. in Wien eintreffen und dann mit ihm konferieren können ...»

18. September 1882 Schröder an Kürschner:

«... Herrn Steiner habe ich noch nicht gesehen, habe ihm aber geschrieben. Ich adressierte an seinen Vater, weil ich nicht weiß, wo er ist ...»

28. September 1882 Steiner an Kürschner:

«... Bezüglich des Umfanges des von mir zu Bearbeitenden glaube ich, daß es angezeigt wäre, wenn die bei Hempel als «naturwissenschaftlich» verzeichneten

Schriften (enthalten in Band 33, 34, 35, 36) von Einem bearbeitet würden. Dahin würden also gehören: die Optik (Farbenlehre), «zur Naturwissenschaft im Allgemeinen» und «naturwissenschaftliche Einzelheiten», dann die morpholog., mineralog., geolog.- und meteorologischen Schriften. Prof. Schröer ist ebenfalls dieser Ansicht . . .

Ich erkläre mich mit allen von Euer Hochwohlgeboren an Prof. Schröer mitgeteilten Bedingungen, von denen er mich verständigt hat, einverstanden. . . »

1. Oktober 1882 Schröer an Kürschner:

«Steiner war bei mir und ich habe wiederholt mit ihm gesprochen und mich wieder überzeugt, daß er so wohlgesattelt ist und sich so hineingelebt hat in Goethes naturhistorische Schriften, daß er wohl geeignet scheint, diese Schriften herauszugeben mit erläuternden Zugaben, wie wir sie noch nicht haben. Wenn Sie nun eine Befürwortung von mir wünschen, so bin ich bereit, sie zu schreiben. Sie lassen mir wohl Zeit, eine glückliche Stunde abzuwarten; so was muß ich guten Augenblicken konzipiert sein . . .

Bitte mir und Steiner einen Vertragsentwurf zukommen zu lassen und letztern zur Arbeit zu ermuntern.»

9. Oktober 1882 Kürschner an Steiner:

«Mit Vergnügen höre ich, daß Sie geneigt sind, die Bearbeitung von Goethes wissenschaftl. Schriften unter den von mir gestellten Bedingungen zu übernehmen. Ich freue mich besonders, daß Prof. Schröer als Protektor dieser Ausgabe figurieren wird. Es wäre mir nun angenehm, von Ihnen zu erfahren, bis zu welcher Zeit ich event. diese Schriften erhalten könnte, und bin ich mit Vergnügen bereit, Ihnen die sämtlichen wissenschaftl. Werke Goethes zu übertragen. Die Tafeln Goethes den Werken gleich beizugeben, liegt kein Hemmnis vor, ob sie freilich koloriert werden können, muß sich erst mit der Zeit herausstellen. Die Exemplare der Schriften lasse ich gleich hier mitfolgen und bitte dabei besonders zu beachten, daß der Umfang der Hempelschen Ausgabe keinesfalls überschritten werden darf. Die Auslassungen Kalischers sind gewiß sehr gut, aber eine kürzere Fassung wird gerade bei diesen Sachen der Verbreitung einer neuen Ansicht dienlicher sein. Bevor Sie an die Bearbeitung selbst gehen, ersuche ich Sie, mir einen eingehenden Plan über die wissenschaftl. Schriften Goethes zu entwerfen, worin auch die Umfangsbezeichnungen auf Grund der Hempelschen Ausgabe angegeben sind. Ebenso wäre ich Ihnen verbunden für Übermittlung einer kurzen Darlegung Ihres Standpunktes gegenüber den wissenschaftl. Schriften Goethes. Sobald ich über diese Einzelheiten und namentlich auf den Zeitpunkt orientiert bin, werde ich nicht versäumen, Ihnen Kontrakt zu übermitteln. Es soll mich freuen, wenn durch Ihre den landläufigen so sehr entgegengesetzten Ansichten über die Bedeutung Goethes als Gelehrten dem Altmeister auch nach dieser Richtung hin neue Verehrung zuwächst.»

9. Oktober 1882 Kürschner an Schröder:

« . . . Ich habe Ihnen so verschiedenes zu danken: in erster Linie für die freundliche Intervention bei Steiner, dem ich soeben geschrieben habe. Ich würde uns und dem Herrn wünschen, daß er sich mit seiner Arbeit die literarischen Sporen verdiente, und denke wohl, daß seine Ansichten bei klarer Darlegung entschieden in der wissenschaftlichen Welt Aufsehen erregen werden. Ich habe ihn noch um einiges Nähere gebeten und werde dann nicht versäumen, ihm den Kontrakt zu senden . . . »

21. Oktober 1882 Steiner an Kürschner (Plan zur Herausgabe):

«Brunn a. Gebirge, 21. Okt. 1882

Hochgeehrter Herr Professor!

Besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen und insbesondere Dank für die Übertragung einer so schönen Aufgabe. Der vollberechtigten Forderung unserer Zeit, die Naturwissenschaft weiteren Kreisen zugänglich zu machen, wird durch eine Herausgabe von Goethes wissenschaftlichen Schriften ganz besonders Rechnung getragen. Dies letztere besonders dadurch, daß hier die wissenschaftlichen Einzelheiten stets von großen Ansichten getragen sind. Darauf hat der Erklärer durchaus Rücksicht zu nehmen. Er muß mit einer vollkommenen Beherrschung des Standes jeder einschlägigen Wissenschaft in der Gegenwart die Fähigkeit vereinigen, von allgemeinen Gesichtspunkten ausgehend die großen Maximen Goethes mit freiem Blicke zu überschauen.

Ich werde in den Einleitungen stets die Punkte in den Vordergrund treten lassen, von welchen aus man in das Ganze Goethescher Forschungen bequem eingeführt wird. Es soll hier – mit möglichster Vermeidung alles Polemischen – die Goethesche Anschauungsweise erklärt werden. Solche Einleitungen sind vier nötig: Eine allgemeine, welche Goethes Denkweise, die Einwirkungen historischer und zeitgenössischer Persönlichkeiten neben der Bedeutung der ersteren etc. zu umfassen hat und die ich gerne den «naturwissenschaftlichen Einzelheiten» vorangedruckt sehen würde; ferner eine solche zu den morphologischen Schriften (Met. der Pflanzen, Osteologie und Zoologie), ferner eine dritte zur Mineralogie, Geologie und Meteorologie, eine vierte zur Optik (Farbenlehre). Den gewünschten Plan lege ich auf einem Blatte bei. Ich habe ihn mit Herrn Professor Schröder durchgesprochen. Auch lege ich ein Blatt bei, auf dem ich ganz im Allgemeinen meine Auffassung von Goethes wissenschaftlichen Anschauungen in einigen Sätzen flüchtig skizziert habe. Ich möchte dem hier nur noch beifügen, daß ich in den Einleitungen durchaus besondere Rücksicht darauf nehmen werde, wie Goethe auf das eine oder andere Gebiet der Wissenschaft geführt wird. Wenn man bedenkt, daß Goethes Vielseitigkeit sich über fast alle Zweige menschlichen Wirkens erstreckt, so erscheint dies vorzugsweise wichtig, weil uns daraus die Art anschaulich wird, wie die Wissenschaft sich auf natürliche Weise aus dem Ganzen menschlichen Strebens entwickelt.

Mit der Ansicht, daß eine kürzere Fassung in den Einleitungen dem Ganzen dienen wird, stimme ich überein. Mein Standpunkt bringt es ja auch mit sich, daß manches, was Kalischer in den Einleitungen bespricht, in die Anmerkungen

verwiesen werden wird. Bezüglich des Zeitpunktes kann ich folgendes bemerken. Die morphologischen Schriften *mit der Einführung von Professor Schröer* werden bis Neujahr fertig gestellt. Die zweite Partie (Mineral. Geol. Meteorol. Naturw. Einzelh.) würden dann Mitte Februar und das Übrige Ende März fertig. Es würde mich freuen, Euer Hochwohlgeboren mit diesem Gange einverstanden zu finden.

Indem ich hoffe, die Wünsche, welche Euer Hochwohlgeboren im letzten Briefe an mich aussprachen, damit zu erfüllen, zeichne ich in Erwartung Ihrer freundlichen Antwort.

Mit vorzüglicher Hochachtung  
*Rudolf Steiner*  
d. z. in Brunn am Gebirge  
Niederösterreich

Durch ein Versehen wohl ist bei Übersendung der Hempelschen Ausgabe — für die ich bestens danke — der 36. Band, enthaltend die Geschichte der Farbenlehre; Entoptische Farben und Nachträge zur Farbenlehre, nicht mitgesendet worden. Sollte die separate Sendung desselben zu viel Umstände machen, so bin ich bereit, mir denselben hier zubereiten zu lassen.»

22. Februar 1883 Steiner an Kürschner:

«Bezüglich des ersten Bandes der wissenschaftlichen Schriften Goethes ‹Zur Morphologie›, der nun beendet ist und nach der Durchsicht von Prof. Schröer mit dessen Einleitung bald in Ihre Hände kommen wird, erlaube ich mir Euer Hochwohlgeboren bezüglich einiger Punkte um gütige Auskunft zu bitten . . .»

23. März 1883 Steiner an Kürschner:

«Anbei übersende ich den unterfertigten Kontrakt und erlaube mir zugleich mitzuteilen, daß der I. Band eben in den Händen Prof. Schröers ist. Euer Hochwohlgeboren werden denselben mit Schröers Einführung baldigst erhalten, da sich dieser für die Sache sehr interessiert und über deren baldige Veröffentlichung freuen würde . . . Die wahrhaft seltene Vorurteilslosigkeit, mit welcher Euer Hochwohlgeboren meinen Arbeiten entgegenkommen, und die Förderung, die mir dadurch zu Teil wird, weiß ich im vollen Maße zu würdigen. Nehmen Sie die Versicherung meines herzlichsten Dankes dafür hiermit entgegen.»

15. Juli 1883 Steiner an Kürschner:

«. . . Ich bin seit 6 Monaten jede Stunde bereit, *mein* Mscrpt. abzusenden, nur in bezug auf die Einleitung bin ich abhängig. Mein Mscrpt. kann auch jetzt jede Stunde abgehen. Ich wäre schließlich auch bereit, es sogleich, unabhängig von der Einleitung, abzusenden, wenn Euer Hochwohlgeboren es wünschen sollten . . .»

28. August 1883 Schröer an Kürschner:

«Indem ich das Vorwort zur Ausgabe der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes an Steiner absende, sende ich Ihnen den bezüglichen Vertrag mit meiner Unterschrift.»

15. September 1883 Steiner an Kürschner:

«Zu meiner Freude erhielt ich mit dem letzten Briefe Prof. Schröers aus Föherczeglek in Ungarn dessen Vorwort zu meiner Ausgabe von G's naturw. Schriften, mit der Weisung, es meinem Mscpte. 1. Bandes anzufügen. Ich bin nun in der Lage, den vollständigen 1. Band (Vorwort Prof. Schröers mit eingeschlossen) an Euer Hochwohlgeboren abzusenden, welches ich auch zugleich mit diesem Schreiben tue. Die zwei anderen Bände werden *sehr* bald nachfolgen . . .»

4. November 1883 Schröer an Kürschner:

«Ein Korrekturbogen des Steinerschen Manuscripts ist angekommen, aber meine Vorrede fehlt. Ich werde die Bogen lesen ohne sie in die Druckerei zu schicken, werde nur meine Bemerkungen Steiner mitteilen, mit dem ich schon deshalb gesprochen; er wird sie benutzen.»

14. Januar 1884 Kürschner an Schröer:

«Ich muß Ihnen übrigens nochmals danken für die Vorrede zu Goethes naturwissenschaftlichen Schriften, die mich jetzt wieder bei der Revision in tiefster Weise erfaßt hat. Aber auch die Steinersche Arbeit hat meinen aufrichtigen Beifall.»

15. Januar 1884 Schröer an Kürschner:

«Mich freut, daß Sie auch Steiners Arbeit erkennen. Es ist wohl eine Tat, wie sie nicht alle Tage vorkommt. Ich arbeite jeden Bogen mit ihm durch.»

24. Januar 1884 Kürschner an Steiner:

«. . . In aufrichtiger Freude über Ihre vortreffliche, geradezu musterhafte Arbeit . . .»

27. Januar 1884 Schröer an Kürschner:

«Sehr erfreut und überrascht bin ich, indem ich eben die 3 Hefte von Steiners Ausgabe der naturw. Schriften G's erhalte . . .»

30. Januar Schröer an Kürschner:

«Herr Steiner sah bei mir die drei Hefte seiner Ausgabe und war von dem Anblick mächtig erschüttert. Er zeigte mir den anerkennenden Brief, den Sie ihm geschrieben und der auch mich erfreute. Ich meine, wir können uns alle freuen über diese Ausgabe der naturwissensch. Schriften Goethes, mit der, so weit ich blicke, kaum eine Konkurrenz möglich ist. So günstig, wie sich die Sache hier gestaltet hat, wie Steiner seine naturw. Studien von Anfang an im Hinblick auf Goethe machte, sich nicht nur leiten ließ, sondern auch die Gabe hatte zu verstehen – wo fände sich das sobald wieder beisammen? . . .»

2. Februar 1884 Kürschner an Schröder:

«Mit aufrichtiger Freude höre ich, daß Steiner und Sie über den Band der naturwissenschaftlichen Schriften so hoch erfreut sind. Ich fühle mich hier von ganzem Herzen als der Dritte im Bunde.

... Noch in dieser Woche wird der Band ausgedruckt und ich denke am Mittwoch schon in Leipzig ausgegeben ...»

7. Februar 1884 Kürschner an Steiner:

«... Es liegt mir selbst aufrichtig am Herzen, Ihrer geradezu meisterhaften Arbeit zur vollsten Anerkennung zu verhelfen. Schon heute freue ich mich auf die Fortsetzung Ihrer Arbeiten und bedaure nur, daß Goethe nicht statt drei sechs Bände naturwissenschaftlicher Schriften verfaßt hat.»

1. März Steiner an Kürschner:

«Vor allem meinen herzlichsten Dank für die so freundlichen Worte, mit denen Sie mich über den ersten Band der naturwissenschaftlichen Schriften erfreuten, sowie auch für die Sorgfalt, die Sie auf meine Arbeit verwendeten und die noch fortdauernd zu verwenden Sie die Absicht aussprachen. Ich hätte keine größere Freude empfinden können, als die war, die ich bei den Worten Ihres letzten Briefes hatte: «ich bedaure nur, daß Goethe nicht statt drei sechs Bände naturwissensch. Schriften verfaßt hat.» Bemühe ich mich doch vorzüglich darum, in dem Leser die Empfindung von der Größe der Goetheschen Denkungsart auf dem Gebiete der Wissenschaft hervorzurufen, die ihn zu einem die Totalität der Naturwirksamkeit umspannenden Blicke führte, der sich überall auf die springenden Punkte einer Erscheinungsreihe richtete. Dieser seiner Art, die Natur anzusehen, gegenüber erscheint uns das von ihm wirklich Ausgeführte durchaus mit einem gewissen fragmentarischen Charakter. Euer Hochwohlgeboren können daraus ermessen, daß es mir zur hohen Befriedigung dienen mußte, als Sie mir mit obigen Worten indirekt sagten, daß ich meine Absicht nicht verfehlt habe. Besonders hoch muß ich es anschlagen, daß dies von Seite Euer Hochwohlgeboren kommt. Sie können es sich auch zurechnen, wenn diesen Ansichten das Glück gegönnt sein sollte, durchzudringen. Sie reichten mit einer nicht hoch genug anzuschlagenden Objektivität die Hand zu dieser Arbeit, die sonst dadurch, daß sie mit so vielen entgegengesetzten Ansichten zu kämpfen hat, gewiß in jeder Form große Schwierigkeiten zu bestehen gehabt hätte, in der ihr angemessensten aber, in der sie jetzt vor das Publikum tritt, vielleicht am meisten. Ich möchte nur wünschen, daß auch andere derselben nunmehr freundlich begegnen möchten. ...

Ich werde mich glücklich schätzen, wenn das Ganze ebenso wie der erste Teil den Beifall von Euer Hochwohlgeboren erlangt.»

6. März 1884 Kürschner an Steiner:

«Ihre lieben Zeilen haben mir ein aufrichtiges Vergnügen gemacht und ich wünsche Ihnen zu Ihrer vortrefflichen Arbeit nicht weniger Glück als mir, der

ich das prächtige Kind aus der Taufe gehoben habe. Was ich bis jetzt aus Freundeskreisen über den Band vernommen habe, so ist nur eine Stimme der Anerkennung über die ganz unvergleichliche Durchdringung des schweren Stoffes. Nach meinen Kenntnissen auf diesem Gebiete haben Sie so glücklich die Goethesche Eigenart, was seine naturwissenschaftlichen Studien belangt, getroffen, wie dies nie noch der Fall war . . .»

23. März 1884 Schröder an Kürschner:

«Eben war Steiner da. Er erwartete, daß ich meine 10 Exemplare der naturw. Schriften Goethes erhalten habe, weil er die seinen erhalten hat . . .»

7. Juni 1884 Schröder an Kürschner:

«Der große Geologe Sueß\* war gestern bei mir, um mir zu gratulieren zu meiner Vorrede und zu meinem Schüler Steiner. Mich freute sehr die volle Zustimmung des bedeutenden Mannes.»

19. Juni 1884 Kürschner an Schröder:

«Zu der Anerkennung von Sueß gratuliere ich Ihnen. Auch ich habe inzwischen namentlich über die Steinersche Arbeit selbst von maßgebender Seite aus München sehr viel Erfreuliches gehört. Steiner hat sich jedenfalls damit ein unvergeßliches Verdienst erworben, das mir menschlich noch um so größer erscheint, als er ein Muster von Liebenswürdigkeit und Anspruchslosigkeit ist.»

\* Eduard Sueß (1831–1914). Von 1857–1901 Professor in Wien.

---

*Fort stehen bleiben wollen, wo Goethe stand, ist  
unfinnig, aber ohne ihn in Liebe zu haben und  
mit dem von ihm in die Welt gesetzten Triebfeuern  
auf ganz demselben und demselben ausgeht, ist  
kein Fortschritt möglich.*

Weimar, 18. Juli 1891. Aus einem Brief Rudolf Steiners  
an Richard Specht in Wien.

## Ein Manuskript Rudolf Steiners über Goethes Verhältnis zur Naturwissenschaft

*Vorbemerkung:* Der Oktober 1902 verstorbene, damals sehr bekannte Goethe-Biograph Dr. Albert Bielschowsky forderte in einem mit dem 17. Juni 1895 datierten Brief Rudolf Steiner auf, für sein großes Goethe-Werk<sup>1</sup> das Kapitel «Goethe als Naturforscher» zu übernehmen. Dieses Kapitel hat Rudolf Steiner geschrieben. Bei Bielschowsky ist diese Arbeit lange liegengeblieben und schließlich zurückgeschickt worden. Rudolf Steiner schildert das selbst im 3. Vortrag (26. März 1912) des Berliner Vortragszyklus' «Der irdische und der kosmische Mensch»: «Eines Tages wurde ich [von A. Bielschowsky]<sup>2</sup> auf Grund meiner Goethe-Schriften aufgefordert, [für seine Goethe-Biographie] das Kapitel über Goethes Verhältnis zur Naturwissenschaft zu schreiben. Das Werk erschien lange Zeit nicht, das Manuskript lag lange beim Herausgeber. Es war damals fast eine Selbstverständlichkeit, daß mir dieses Kapitel übertragen war, und es zweifelte auch keiner der in Betracht kommenden Menschen daran, daß das Werk über dieses Kapitel gerade von mir geschrieben werden sollte. Aber da geschah etwas Merkwürdiges: Ich hatte angefangen, das Wort Theosophie auszusprechen, ja, ich war sogar offiziell innerhalb der theosophischen Bewegung aufgetreten – und die Abhandlung wurde mir als «unbrauchbar» zurückgeschickt!» – Später hat S. Kalischer eine «brauchbare» Fassung dieser Abhandlung gegeben. Wie bei der Bearbeitung der Farbenlehre für die Weimarer Ausgabe von Goethes Werken, der sog. Sophien-Ausgabe, tritt S. Kalischer an die Stelle Rudolf Steiners.

In dem nachstehend abgedruckten, leider nicht vollständigen Manuskript glauben wir nun, die schon lange gesuchte Arbeit gefunden zu haben.

*Paul G. Bellmann*

Ungefähr um dieselbe Zeit, als in Goethes Geist diejen[ige Vorstel-]lung eine feste Gestalt angenommen hat, die für sein natur[wissen-]schaftliches Denken die allerwichtigste geworden ist, hat er auch [die] Worte gefunden, die sein Verhältnis zur Naturwissenschaft scharf charakterisieren. Am 17. Mai 1787 schreibt er an Herder<sup>3</sup>, daß er dem Geheimnis der Pflanzenentwicklung ganz nahe sei<sup>4</sup>; und am 18. August richtet er an Knebel<sup>5</sup> die Worte: «Nach dem, was ich bei Neapel, in Sizilien von Pflanzen und Fischen gesehen habe, würde ich, wenn ich zehn Jahre jünger wäre, sehr versucht sein, eine Reise nach Indien zu machen, *nicht um [etwas] Neues zu entdecken, sondern um das Entdeckte nach meiner Art anzusehen.*»<sup>6</sup> Er hat damit klar ausgesprochen, daß es ihm nicht auf die Entdeckung einzelner Tatsachen, sondern auf das Erreichen einer Naturauffassung ankam, die seiner Geistesart gemäß war. Als er, nach seinem Eintritt in Weimar, durch inneren Drang und äußere Verhältnisse getrieben, anfing, sich mit Naturdingen zu beschäftigen, fand er die Wissenschaft von diesen Dingen bei seinen Zeitgenossen in einer Verfassung, die seiner Denkungsart durchaus nicht entsprach. Dieser Umstand gab seiner ganzen Beschäftigung in dieser Richtung das

Gepräge. Er suchte Aufklärung in den Werken der Naturforscher. Stets sieht er sich gezwungen, die Dinge von Gesichtspunkten aus zu betrachten, die den Forschern, an die er sich wandte, fremd waren.

Am deutlichsten wird uns das bei seinen botanischen Studien. Auf diesem Gebiete war damals Linné<sup>7</sup> die maßgebende Persönlichkeit. Goethe vertieft sich in dessen Schriften, wird aber bald in die Opposition gegen seine Vorstellungsweise gedrängt. Linné sucht die Merkmale der einzelnen Pflanzenformen auf. Nach den Graden ihrer Verwandtschaft stellt er diese Formen in eine systematische Reihe. Er fragt nicht, ob ein natürliches Verhältnis besteht zwischen den verschiedenen Formen. Denn seine Naturauffassung wird beherrscht von der theologischen Idee eines Schöpfungsplanes: «Spezies zählen wir so viele, als verschiedene Formen im Prinzip *geschaffen worden sind.*» Wer von dieser Grundansicht ausgeht, kann für das Gemeinsame in den Formen keinen Blick haben. Er wird vielmehr die unterscheidenden Merkmale hervorheben, um die Mannigfaltigkeit zu lernen, die in dem Schöpfungsplan liegt. Goethes Art, die Dinge anzusehen, war die entgegengesetzte: «Das was er – Linné – mit Gewalt auseinander zu halten suchte, mußte, nach dem innersten Bedürfnis meines Wesens, zur Vereinigung anstreben.»<sup>8</sup>

Der Unterschied der Goetheschen und der Linnéschen Auffassung liegt darin, daß Goethe innerhalb der Natur selbst die schaffenden Gewalten sucht, welche die mannigfaltigen Lebensformen zum Dasein bringen, während Linné annimmt, daß die schöpferische Macht außerhalb der Natur vorhanden ist. Deshalb muß Goethe darauf ausgehen, sich so tief in die Natur zu versenken, bis ihm diese schöpferische Wesenheit anschaulich wird, wogegen Linné sich damit begnügt, das Geschaffene in seiner Verschiedenheit zu studieren, und sich dem Glauben hingibt, daß dieser Verschiedenheit ein weiser Weltenplan zu Grunde liegt. Es war wider Goethes Natur, sich einem solchen *Glauben* hinzugeben. Diese Natur ist gekennzeichnet durch eine Äußerung, die er Jacobi<sup>9</sup> gegenüber getan hat: «Gott hat Dich mit der *Metaphysik* gestraft und Dir einen Pfahl ins Fleisch gesetzt, mich mit der Physik gesegnet. Ich halte mich [fest und fester]<sup>10</sup> an die Gottesverehrung des Atheisten (Spinoza) und überlasse Euch alles, was ihr Religion heißt und heißen müßt. Du hältst aufs *Glauben* an Gott; ich aufs *Schauen.*» Wie man mit den Augen des Leibes die äußeren sinnlichen Tatsachen sieht, so wollte Goethe mit den Augen des Geistes die tiefer liegenden Tatsachen *schauen*, welche die Gründe enthalten für jene äußeren Tatsachen. Er sucht nach einer Wesenheit, die in allen Pflanzen enthalten ist, denn – so schreibt er am 17. April in Palermo nieder: «Eine solche muß es doch geben: woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei, wenn sie nicht alle nach einem Muster gebildet wären.»<sup>11</sup> Für Linné und seine Gesinnungsgenossen ist diese Frage überflüssig, denn das gemeinsame Muster aller Pflanzen liegt, nach seiner Meinung, gar nicht innerhalb, sondern außerhalb der Natur in dem Schöpfungsgedanken. Was außerhalb der Natur ist, kann nicht Gegenstand der Forschung sein.

Man sieht, worauf es bei Goethe ankommt. Er nimmt ein Element in die Forschung herein, das die entgegengesetzte Weltanschauung von dieser ausschließt. Goethe hatte den Mut, wissenschaftlich zu erkennen, wovon andere glaubten, daß es Gegenstand des Glaubens bleiben müsse. Darin liegt das Wesentliche seiner Auffassung. Kant hat ein solches Streben dem menschlichen Geiste widersprechend gefunden. Er glaubte, daß unser Verstand nur dazu berufen sei, die sinnliche Mannigfaltigkeit der Wesen in eine begriffliche Einheit zu bringen. Was dieser Einheit, die nur in unserem Geiste vorhanden ist, in der Wirklichkeit für ein Wesen entspricht, davon – meinte er – können wir nichts wissen. Goethe trat dieser Ansicht entgegen. Er war überzeugt, daß es dem menschlichen Geiste möglich ist, bis zu jener *wirklichen* Einheit der Dinge vorzudringen (Vergl. den Aufsatz «Anschauende Urteilskraft»).

Was Goethe Urpflanze, Urtier oder Typus des Tieres nennt, sind Bestandteile dieser *wirklichen* Natureinheit. Diese Urpflanze und dieses Urtier sind nicht durch die äußeren Sinne wahrnehmbar. Sie können uns nicht als sinnliche, sondern nur als *geistige Anschauungen* gegeben sein. Keine einzelne, tatsächliche Pflanze ist eine Urpflanze. Dadurch unterscheidet sich Goethes Auffassung von derjenigen der gegenwärtigen Naturwissenschaft. Diese glaubt das Urwesen gefunden zu haben, wenn sie einen sinnlich wahrnehmbaren Einzelorganismus aufweisen kann, der den denkbar einfachsten Bau hat und aus dem sich die komplizierteren Lebewesen allmählich entwickelt haben. Goethe sagt dagegen: «Hat man die Idee von dem Typus gefaßt, so wird man recht einsehen, wie unmöglich es sei, eine einzelne Gattung als Kanon aufzustellen. Das Einzelne kann kein Muster des Ganzen sein, und so dürfen wir das Muster für alle nicht im Einzelnen suchen. Die Klassen, Gattungen, Arten und Individuen verhalten sich wie die Fälle zum Gesetz: sie sind darin enthalten, aber sie enthalten und geben es nicht.»<sup>12</sup> Wenn wir die einzelnen Klassen, Gattungen und Arten überblicken, entsteht in unserem Geiste ein ideelles Gebilde, das sinnlich nirgends verwirklicht ist: und dieses ist im Sinne der Goetheschen Auffassung das *Urwesen*. Der Naturforscher der Gegenwart wird ein solches Gebilde eine *bloße Idee*, einen *Gedanken* nennen. Goethe aber sieht darin ein wirkliches Wesen. Das ist charakteristisch für ihn. Er sieht das Ideelle als ein Wirkliches, wahrhaft in der Natur Vorhandenes an.

Aus dieser Grundansicht kann Goethes Verhältnis zur modernen Naturauffassung und seine Bedeutung innerhalb derselben erkannt werden. Diese Naturauffassung unterscheidet sich wesentlich von der zur Zeit Goethes herrschenden. Sie unterscheidet sich aber auch von der seinigen. Unter dem Einflusse der Forschungen Lamarcks, Darwins und anderer, die auf ähnlichen Pfaden wandelten, hat sich im neunzehnten Jahrhundert eine Revolution der Naturwissenschaft vollzogen. Man hat erkannt, daß sich eine organische Form im Laufe der Zeit in eine andere verwandeln kann. Die Konsequenz dieses Gedankens ist die Annahme, daß eine Form der anderen nicht deshalb ähnlich ist, weil sie ursprünglich von

einer höheren Wesenheit ähnlich geschaffen ist, sondern weil sie tatsächlich aus der anderen allmählich hervorgegangen ist. Die Formen der Raubtiere sieht man nun nicht mehr deshalb als einander ähnlich an, weil sie alle ursprünglich nach einem Plane ähnlich gestaltet sind, sondern deswegen, weil die eine wirklich aus der andern hervorgegangen ist. So gelangte man zu der Ansicht, daß es ursprünglich nur wenige oder nur eine organische Form gab, die sich im Laufe unmeßbar großer Zeiträume zu der heutigen Mannigfaltigkeit entwickelt hat. Was man früher im Raume nebeneinander sah, sieht man jetzt in zeitlicher Folge auseinander hervorgehen. Das ist im wesentlichen der Unterschied der modernen Naturauffassung von derjenigen, die Goethes Zeitgenossen hatten.

Diese moderne Naturauffassung ist aber zunächst nichts anderes als die Beschreibung eines *Tatbestandes*. Und sie bleibt bei dieser Beschreibung stehen. Sie unterscheidet sich dadurch von der in der unorganischen Naturwissenschaft üblichen Betrachtungsweise. Wenn sich zwei elastische Kugeln, die in Bewegung sind, begegnen, so ändern sie beide ihre Bewegung. Die unorganische Naturwissenschaft begnügt sich nun nicht damit, den Vorgang bei der Bewegungsänderung zu beschreiben, sondern sie sucht nach einem *Gesetz*, aus dem sich dieser Vorgang erklären läßt. Hat man dieses Gesetz erkannt, so *begreift* man den Vorgang. Man kann gedankenmäßig den Bewegungsvorgang nach dem Zusammentreffen aus dem vor demselben entwickeln.

Das Entsprechende in der organischen Naturwissenschaft ist, daß man eine lebendige Form aus der anderen im Gedanken gesetzmäßig entwickeln kann. Man *beschreibt* dann nicht bloß ihr zeitliches Hervorgehen aus dieser anderen, sondern man *begreift* es. Das Mittel zu diesem Begreifen müßte auf organischem Gebiete etwas sein, wie das Naturgesetz auf dem Felde des Unorganischen.

Nach dem, was in der organischen Natur dem Gesetz in der unorganischen [entsprechend] ist, strebte Goethe. Und er erkannte es in seiner Urpflanze und in seinem Urtier. Durch die unorganischen Naturgesetze wird in die Fülle der mechanischen, chemischen und physikalischen Erscheinungen eine ideelle Einheit gebracht; wir erblicken durch sie, was nebeneinander ist, in einem großen, gegliederten Zusammenhange; eine solche Einheit wollte Goethe auch in der organischen Formenwelt erkennen. Die Ausdehnung der physikalisch-mechanischen Erklärungsweise auf das ganze Gebiet der Naturwissenschaft ist das Charakteristische seiner Anschauung. Es muß allerdings zugestanden werden, daß sich die neuere Naturwissenschaft in einer ähnlichen Richtung bewegt. Sie tut es aber in einer wesentlich anderen Art als Goethe. Er suchte für die organische Welt nach etwas, was die Mannigfaltigkeit ebenso erklärt wie die Naturgesetze die unorganischen Erscheinungen, was aber doch von *höherer Art* ist als diese. Heute sucht man in der Sphäre des Organischen nach denselben Gesetzen wie in dem Reiche des Unorganischen. Man denkt sich, daß die organischen Wirkungsgesetze eigentlich physikalische seien, nur in verwickelten, nicht leicht durchschaubaren Kombinationen. Auf ganz die gleiche Weise, glaubt man, wie aus Wasserstoff

und Sauerstoff unter gewissen Bedingungen Wasser entsteht, so könne, unter komplizierteren Bedingungen, aus Kohlensäure, Ammoniak, Wasser und Eiweiß lebendige Substanz entstehen, ohne daß man nötig hätte, sich zu den physikalisch-chemischen Kräften noch besondere organische hinzuzudenken.

Das ist nicht Goethes Ansicht. Er will nicht die unorganischen Gesetze auf das organische Leben angewendet wissen, sondern er will für dieses Gebiet neue entdecken, die jenen entsprechen. Die Naturwissenschaft der Gegenwart verlangt für jeden tiefer Sehenden geradezu nach einem Ausbau in derjenigen Richtung, die Goethe eingeschlagen hat. Die Kenntnis einzelner Tatsachen ist in diesem Jahrhundert mehr bereichert worden als in irgendeinem vorhergehenden. Die Erweiterung der Begriffe, durch welche die Tatsachen erklärt werden können, ist nicht in demselben Maße fortgeschritten.

Wenn es sich um tatsächliche Entdeckungen handelt, so kann man Du Bois-Reymond vollkommen recht geben, der sagte: «Auch ohne Goethes Beteiligung wäre die Wissenschaft heute so weit, wie sie ist. . . die ihm gelungenen Schritte hätten früher oder später andere getan.»<sup>13</sup>

Das gilt vollkommen von den einzelnen Tatsachen, die Goethe entdeckt hat. Aber diese Tatsachen sind nicht das Wesentliche seiner naturwissenschaftlichen Bestrebungen. Dies besteht in der angedeuteten Grundrichtung seines naturwissenschaftlichen Denkens.

Es ist in dieser Beziehung merkwürdig, wie Goethe zu seinen Einzelentdeckungen gekommen ist.

Als er sich daran machte, den tierischen und menschlichen Organismus zu studieren, da schwebte ihm der Gedanke vor, daß beiden ein gemeinsames Urbild zu Grunde liegen müsse, das im Menschen nur auf einer höheren Stufe der Entwicklung erscheint als im Tiere. Das forderte seine Grundanschauung von der ideellen Einheit in der Natur. Es stand dem aber gegenüber, daß die bedeutendsten Naturforscher seiner Zeit einen wesentlichen Unterschied zwischen der Organisation der höheren Säugetiere und derjenigen des Menschen darin sahen, daß jene in der oberen Kinnlade den sogenannten Zwischenknochen haben und dieser nicht. Mit dieser Behauptung der Naturforscher konnte Goethe nichts anfangen. Er suchte deshalb nach dem Zwischenknochen beim Menschen und fand ihn. Im embryonalen Zustande ist er von den seitlich angrenzenden Knochen noch getrennt, beim entwickelten Menschen ist er mit ihnen verwachsen. In einzelnen Fällen, wenn die Entwicklung nicht ganz normal verläuft, kann die Trennung bleiben. Goethe machte also die Entdeckung des Zwischenknochens nicht um ihrer selbst willen, sondern deshalb, um eine Ansicht aus dem Wege zu räumen, die seiner Grundauffassung widersprach. Es wird sich im weiteren ergeben, daß es sich mit der Entdeckung der Wirbelnatur der Schädelknochen ebenso verhält.

Grundlegend für Goethes naturwissenschaftliche Vorstellungen ist seine Idee von der *Metamorphose der Pflanzen*. Auf diesem Gebiete ging er bewußt darauf

aus, ein ideelles Gebilde zu finden, das all den mannigfaltigen Pflanzenformen als Muster zu Grunde liegt. Wie wenn man einen Text vor sich hat und zunächst nicht lesen kann, sondern nur die einzelnen Buchstabenformen betrachten kann, kam er sich vor, als er anfang, Botanik zu studieren. Die einzelnen Organe der Pflanze erschienen ihm als eine Mannigfaltigkeit, der eine Einheit entsprechen muß, und die Fülle der Pflanzenformen erschien ihm auf etwas hinzudeuten, das ihnen allen gemein ist. Unablässig verfolgt er das Ziel, von dem einzelnen Gebilde zu dem andern so übergehen zu können, daß dieser Übergang zu einer fortlaufenden Einheit wird, wie wenn man vom Buchstabieren zum Lesen übergeht. Und am 15. Juni 1786 kann er Frau von Stein<sup>14</sup> berichten: «Mein langes Buchstabieren hat mir geholfen, jetzt ruckts auf einmal, und meine stille Freude ist unaussprechlich.»<sup>15</sup> Es war allerdings noch ein längerer Weg vom Buchstabieren zum wirklichen Lesen. In seinem Nachlasse, der im Goethe-Archiv in Weimar liegt, finden sich tagebuchartige Blätter, auf denen er die einzelnen Stationen dieses Weges verzeichnet hat. (Vergl. Goethes Werke in der Weimarer Ausgabe, 2. Abteilung, Band 7, S. 273 ff.) Sie sind während der italienischen Reise geschrieben. Die üppige Formenwelt des Südens bietet ihm die Gelegenheit, in der Fülle die Einheit zu erkennen. Unermüdlich ist er damit beschäftigt, Pflanzenexemplare ausfindig zu machen, die geeignet sind, auf die Gesetze der Keimung, des Wachstums und der Fortpflanzung ein besonderes charakteristisches Licht zu werfen. Glaubt er irgendeinem Gesetze auf der Spur zu sein, so stellt er es zunächst in hypothetischer Form auf, um es im weiteren Verlauf der Erfahrungen auf seine Richtigkeit zu prüfen. Ein solch hypothetisches Gesetz ist: «Alles ist Blatt und durch diese Einfachheit wird die größte Mannigfaltigkeit möglich.»<sup>16</sup> Endlich am 17. Mai 1787 schreibt er von seiner fertigen Entdeckung an Herder mit den Worten: «Es war mir aufgegangen, daß in demjenigen Organ der Pflanze, welches wir als Blatt gewöhnlich anzusprechen pflegen, der wahre Proteus verborgen liege, der sich in allen Gestaltungen verstecken und offenbaren könne. Vorwärts und rückwärts ist die Pflanze immer nur Blatt, mit dem künftigen Keime so unzertrennlich vereint, daß man eines ohne das andere nicht denken darf.»<sup>17</sup>

Goethe will damit sagen, daß sich ihm nur alle Organe der Pflanze vom Keim bis zur Frucht, nicht mehr als bloße Mannigfaltigkeit darstellen, sondern daß er *in der Idee* ihr Hervorgehen aus einander ebenso vollziehen kann, wie es sich in der Wirklichkeit vor seinen Augen entwickelt. Wie ein Satz sich aus den Worten zu einer geistigen Einheit zusammenschließt, so schließen sich ihm alle Pflanzenorgane zu dem ideellen Bilde der Urpflanze zusammen. Deshalb ist auch der Ausdruck «Blatt» nicht wörtlich zu nehmen. Er will nur besagen, daß die Einheit des Pflanzenwesens in den anderen Organen ebenso lebt wie im *Blatte*, nur in veränderter Form. Als er im Jahre 1790 seine Idee in der Abhandlung «Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären» niederschreibt, drückt er sich deshalb auch klarer aus: «Es versteht sich von selbst, daß wir ein allgemeines

Wort haben müßten, wodurch wir das in so verschiedene Gestalten metamorphosierte Organ bezeichnen und alle Erscheinungen seiner Gestalt damit vergleichen könnten; gegenwärtig müssen wir uns damit begnügen, daß wir uns gewöhnen, die Erscheinungen vorwärts und rückwärts gegeneinander zu halten. Denn wir können ebenso gut sagen, ein Staubwerkzeug sei ein zusammengezogenes Blumenblatt, als wir von dem Blumenblatte sagen können, es sei ein Staubgefäß im Zustande der Ausdehnung; ein Kelchblatt sei ein zusammengezogenes, einem gewissen Grad der Verfeinerung sich näherndes Stengelblatt, als wir von einem Stengelblatt sagen können, es sei ein durch Zudringen roherer Säfte ausgedehntes Kelchblatt.»<sup>18</sup> Man sieht, wenn Goethe von dem einheitlichen Organ spricht, das allen sichtbaren Organen zu Grunde liegt, so meint er ein ideelles Gebilde, welches den Betrachter befähigt, die Stufenfolge der an der Pflanze vorhandenen Gestaltungen in einer lebendigen Folge und Entwicklung anzuschauen. Wie der Text lautet, den er aus den einzelnen Buchstaben zusammenliest, das hat er in der genannten Abhandlung und in dem Gedichte «Die Metamorphose der Pflanzen» dargestellt.

Reißt nun die Einheit, als die sich Goethe die Pflanze vom Keim bis zur Frucht vorstellt, bei dieser plötzlich ab? Darauf antwortet er mit einem entschiedenen «Nein». In der Frucht ist die Anlage zu einer neuen Pflanze in Form des Samens vorhanden. Dieser ist eine ganze Pflanze, nur zusammengezogen in eine sinnlich einfache Gestalt. Bei der Keimung verwandelt er sich weiter, und die neue Pflanze stellt sich so nur als eine Fortsetzung des Muttergewächses dar. Goethe drückt das so aus, daß er sagt: *die Zeugung ist nur ein Wachstum des Organismus über das Individuum hinaus*. Da das ideelle Grundorgan in seiner sinnenfälligen Erscheinung aber veränderlich ist, so können auch die Pflanzenformen, die in fortlaufender Folge von einer Stamm-Mutter abstammen, im Laufe der Zeit verschiedene Formen annehmen. Und damit ist die Vorstellung der gegenwärtigen Naturauffassung gerechtfertigt, daß sich die Mannigfaltigkeit der Formen in zeitlicher Folge allmählich aus wenigen oder nur aus einer ursprünglichen Art entwickelt haben. Was man heute Deszendenz-Theorie nennt, findet also durch Goethes Auffassung eine gesetzmäßige Erklärung.

Es lag in Goethes ganzer Art, die Ideen, die ihm zur Erklärung der Pflanzenwelt aufgegangen waren, auf die ganze organische Naturwissenschaft auszu dehnen. Schon im Jahre 1786 schreibt er an Frau von Stein: er wolle seine Gedanken über die Weise, wie die Natur mit einer Hauptform gleichsam spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt, auf «alle Reiche der Natur, auf ihr ganzes Reich»<sup>19</sup> ausdehnen.

Deshalb setzt er, nach seiner Rückkehr aus Italien, auch seine Studien über den tierischen Organismus, die er bereits Mitte der siebziger Jahre begonnen und die ihn zur Entdeckung des Zwischenknochens geführt haben, eifrig fort. Es gelang ihm auf diesem Gebiete allerdings nicht, zu einem gleich vollkommenen Resultate wie in der Wissenschaft von den Pflanzen zu gelangen. Ein

ideelles Gebilde, wie er es in der «Urpflanze» entworfen hatte, gelang ihm auf diesem Felde nicht. Die Aufsätze, die er 1795 verfaßte («Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie» und «Vorträge über die drei ersten Kapitel des Entwurfs einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie»), sowie das früher entstandene Fragment: «Über die Gestalt der Tiere», das sich im Nachlasse gefunden hat und in der Weimarischen Ausgabe veröffentlicht worden ist<sup>20</sup>, enthalten nur Ansätze und Vorstudien zu der allgemeinen Idee des Urtieres. Auch in dem Gedichte «Metamorphose der Tiere» (ἘΠΟΙΣΜΟΣ) ist mehr nicht zu finden. Nur in einer Einzelheit ist ihm noch Wichtigeres gelungen. Er hat die Verwandtschaft des Hirnes mit den Gliedern des Rückenmarkes und auch diejenige der Knochen, welche das Gehirn umhüllen, mit den Wirbelknochen, die das Rückenmark umschließen, erkannt. Goethes Bemühen mußte offenbar dahin gehen, alle Organe des tierischen Körpers auf eine ideelle Grundform zurückzuführen, wie ihm dies beim pflanzlichen Organismus gelungen war. Für alle Organe der tierischen Gestalt ist das ungleich schwerer als bei der Pflanze. Denn je vollkommener ein Naturwesen ist, desto verschiedener sind die der Idee nach gleichen Organe in ihrer äußeren Erscheinung. Am einfachsten liegt die Sache beim gegenseitigen Verhältnis von Rückenmark und Gehirn und mit den diese umschließenden Knochen. Goethe kam durch seine allgemeine Naturansicht auf die Vermutung, daß die Knochen, welche das Gehirn umschließen, nicht bloß räumlich an die Wirbelbeine des Rückenmarkes angrenzen, sondern auch ideell mit ihnen verwandt sind. Die volle Gewißheit brachte ihm ein Zufall, den er 1790 auf den Dünen des Lido in Venedig erlebte. Er fand einen Schafschädel, der so glücklich in die einzelnen Knochenbestandteile zerfallen war, daß der Betrachter in den einzelnen Stücken umgeformte Rückenwirbel erkennen konnte. Die gegenwärtige Naturwissenschaft hat diese Goethesche Einzelentdeckung nicht ganz, wohl aber in ihrem wesentlichen Teile bestätigt. Der Anatom Carl Gegenbaur hat Forschungen über diesen Gegenstand angestellt und deren Ergebnisse veröffentlicht.<sup>21</sup> Sie handeln von dem Kopfskelett der Selachier oder Urfische. Der Schädel dieser Tiere ist deutlich der umgeformte Endteil des Rückgrats und das Gehirn das umgeformte Endglied des Rückenmarks. Man muß sich also vorstellen, daß die knöcherne Kapsel des Schädels der höheren Tiere auch aus umgebildeten Wirbelkörpern besteht, die aber im Laufe der Entwicklung höherer Tierformen aus niederen allmählich eine Gestalt angenommen haben, die sich äußerlich von Wirbelkörpern sehr unterscheidet und die auch so miteinander verwachsen sind, daß sie zur Umschließung des ebenfalls aus einem Gliede des Rückenmarkes entstandenen Gehirnes geeignet worden sind. Diese Verwachsung ist im Laufe der Zeit zu einer so bleibenden Erscheinung der höheren Tiere geworden, daß eine Trennung in die einzelnen Bestandteile, wie im Falle des Zwischenknochens, nicht einmal mehr in demjenigen embryonalen Zustande zu bemerken ist, in dem die betreffenden Organe noch weich sind. Im Gegenteile:

die Trennung in die einzelnen Schädelknochen entsteht heute bei den höheren Tieren erst in einem späteren Entwicklungsstadium. Anfangs bilden sie eine zusammenhängende knorpelige Kapsel.

Aber gerade dieser Fall ist für Goethe charakteristisch. Er entdeckt etwas, was die spätere Naturforschung auf völlig anderen Wegen wieder findet, lediglich deswegen, weil es sich aus seiner allgemeinen Naturauffassung als Folge ergibt. Das Verhältnis zwischen Gehirn und Rückenmark hat Goethe ebenfalls so angesehen, wie die angeführten späteren Forschungen ergaben. Er hat im Jahre 1790 folgende Eintragung in sein Tagebuch gemacht: «Das Hirn selbst ist nur ein großes Hauptganglion. Die Organisation des Gehirns wird in jedem Ganglion wiederholt, so daß jedes Ganglion als ein kleines subordiniertes Gehirn anzusehen ist.»<sup>22</sup>

Von vielen wird heute, wenn sie von Goethes Verhältnis zur Naturwissenschaft sprechen, als die wichtigste Frage empfunden: Hat Goethe daran geglaubt, daß sich im Laufe der Zeiten eine Pflanzen- oder Tierart tatsächlich in eine andere verwandelt, oder ist er über die Feststellung der *ideellen* Einheit nicht hinausgegangen? Aus dem bisherigen geht hervor, daß seine Betrachtungsweise eine sinngemäße Erklärung für eine tatsächliche Verwandlung liefert. Demgegenüber erscheint es eigentlich völlig gleichgültig, ob er sich über eine solche Verwandlung auch wirklich noch besonders ausgesprochen hat. Man muß bedenken, daß ein solches Aussprechen zu seiner Zeit weit weniger erforderlich war als heute. Es wäre auch durchaus nicht als so bedeutungsvoll erschienen wie einige Jahrzehnte später: Alle erfahrungsgemäßen Grundlagen, wie man sich im Einzelnen die tatsächlichen Verwandtschaften und Verwandlungen vorzustellen habe, fehlten. Daher konnte die eigentliche Wissenschaft mit solchen Vorstellungen nichts anfangen. Erst als durch Darwin wissenschaftliche Grundlagen für Einzelgedanken in dieser Richtung geschaffen waren, konnte man darüber reden. Goethe konnte, nach dem Stande der damaligen Erfahrungswissenschaft sich nur ganz allgemeine Begriffe bilden. Und über solche hat er sich deutlich genug ausgesprochen. «Betrachten wir alle Gestalten, besonders die organischen, so finden wir, daß nirgends ein Bestehendes, nirgends ein Ruhendes, ein Abgeschlossenes vorkommt, sondern daß vielmehr alles in einer steten Bewegung schwanke.» (Bildung und Umbildung organischer Naturen. Die Absicht wird eingeleitet.) «Dies also hätten wir gewonnen, ungescheut behaupten zu können, daß alle vollkommenern organischen Naturen, worunter wir Fische, Amphibien, Vögel, Säugetiere und an der Spitze der letzteren den Menschen sehen, alle nach einem Urbilde geformt seien, das nur in seinen beständigen Teilen mehr oder weniger hin- und herneigt *und sich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet.*» Hätte Goethe deutlicher als in solchen Wendungen seine Ansicht von der Umbildung der organischen Naturen ausgesprochen: man hätte ihn damals zusammengeworfen mit den Phantasten, die sich allerlei abenteuerliche Vorstellungen über Metamorphosen der Naturwesen machten. Auch darüber haben wir von

ihm eine Äußerung: «Die damalige Zeit war dunkler, als man sich jetzt vorstellen kann» – schreibt er rückblickend 1817 –. «Man behauptete zum Beispiel, es hänge nur vom Menschen ab, bequem auf allen Vieren zu gehen, und Bären, wenn sie sich eine Zeitlang aufrecht hielten, könnten zu Menschen werden. Der verwegene Diderot wagte gewisse Vorschläge, wie man ziegenfüßige Faune hervorbringen könne, um solche in Livrée, zu besonderem Staat und Auszeichnung, den Großen und Reichen auf die Kutsche zu stiften.»<sup>23</sup> Eben so weit wie die damalige Wissenschaft von solchen Vorstellungen war, ebenso nahe war ihnen die Unwissenschaft. Nur um mit letzterer seine Ausführungen nicht zusammengeworfen zu sehen, war er vorsichtig in seinen Hindeutungen auf eine wirkliche Stammes- oder Blutsverwandtschaft der organischen Formen.

\*  
\*   \*  
\*

Goethe wollte alles zur Erklärung der Naturerscheinungen Notwendige aus der Natur selbst entnehmen. Dies hat sich bei Betrachtung seiner Studien über die organische Welt gezeigt. Nicht weniger klar kann man diese Grundanschauung seines Geistes an seiner *Farbenlehre* beobachten. Dieses Gebiet der Naturwissenschaft wurde zu Goethes Zeit auf Voraussetzungen gebaut, die nicht aus der Natur entnommen sind. Und auch heute trägt es noch diesen Charakter. Die Anschauung des Auges liefert Hell und Dunkel und die Mannigfaltigkeit der Farben. Die Beziehungen zwischen diesen Anschauungselementen sucht die Farbenlehre zu entdecken. Das Licht ist das absolut Helle; sein Gegensatz das absolut Dunkle. Goethe mußte, gemäß seiner ganzen Naturanlage, bei der sinnlichen Wahrnehmung des Lichtes stehen bleiben. Newton, der Begründer der neueren Farbentheorie, tat das nicht. Er war der Ansicht, daß das Licht noch etwas anderes sei, als was es sich dem Auge unmittelbar darstellt, und zwar ein äußerst feiner Stoff. Was sich der Wahrnehmung als Licht darstellt, soll außerhalb der Wahrnehmung in der Wirklichkeit Stoff sein. Und zwar soll das weiße Licht, wie es z. B. von der Sonne zur Erde gelangt, ein zusammengesetzter Stoff sein. Durch das Prisma wird dieser zusammengesetzte Stoff in seine einzelnen Bestandteile, welche eben die sieben Hauptfarben sind, zerlegt. Es wird also von dieser Theorie ein anschaulicher Vorgang, nämlich das Auftreten von Farben im beleuchteten Raume, durch einen nicht anschaulichen, hypothetischen Vorgang erklärt. Die gegenwärtige Naturwissenschaft steht auf einem ähnlichen Standpunkte. Nur hat sie an die Stelle des Stoffes eine Wellenbewegung dieses Stoffes gesetzt. Mit einer solchen Ansicht konnte Goethe nichts anfangen. *Innerhalb* der Welt des Auges sind weder Stoffe noch Bewegungen gegeben, sondern lediglich Licht- und Farbenqualitäten. Mit ihnen allein will er operieren, nicht mit hypothetischen Wesenheiten, die innerhalb der Erfahrung nicht gefunden werden können. Er beobachtet, wie sich die sinnlichen Wahrneh-

mungselemente des Auges zu einander verhalten. Er bemerkt, daß da, wo Hell und Dunkel aneinander stoßen, Farbe entsteht, wenn die Stelle durch ein Prisma oder durch eine Glaslinse angesehen wird. Diese unmittelbar sinnlich-wahrnehmbare Tatsache hält er fest. Er stellt Versuche an, die geeignet sind, über die Erscheinung aufzuklären. Wird eine weiße Scheibe auf schwarzem Grunde durch eine konvexe Glaslinse angesehen, so erscheint sie größer, als sie in Wirklichkeit ist. Durch die Ränder der vergrößerten Fläche sieht man auf den darunter befindlichen schwarzen Grund. Der Teil desselben, der von der vergrößerten weißen Scheibe überdeckt wird, erscheint *blau* gefärbt. Anders stellt sich die Sache dar, wenn man auf dieselbe Weise eine schwarze Scheibe auf einem hellen Grund beobachtet. Der Rand, der dort blau erschien, erscheint jetzt *gelb*. Über diesen wahrnehmbaren Tatbestand geht Goethe nicht hinaus. Er sagt: Wenn ein Helles über ein Dunkles geführt wird, entsteht die blaue, wenn ein Dunkles über ein Helles geführt wird, die gelbe Farbe. Auch durch das Prisma entstehen diese Farben auf ähnliche Weise. Durch die Neigung der Prismenflächen gegeneinander wird ebenso wie durch die Linse ein Dunkles über ein Helles geführt oder umgekehrt, wenn eine Stelle betrachtet wird, an der das Dunkle und Helle aneinanderstoßen. Eine weiße Scheibe auf schwarzem Grunde erscheint beim Durchblicken durch das Prisma verschoben. Die oberen Teile der Scheibe schieben sich über das angrenzende Schwarz des Untergrundes; während sich auf der entgegengesetzten Seite der schwarze Untergrund über die unteren Partien der Scheibe hinschiebt. Man erblickt also durch das Prisma den oberen Scheibenteil wie durch einen Schleier. Den unteren Teil dagegen sieht man durch das übergelagerte Dunkel hindurch. Der obere Rand erscheint deshalb [blau], der untere gelb. Das Blau nimmt gegen das Schwarze zu einen violetten, das Gelbe nach unten einen roten Ton an. Bei einer Entfernung des Prismas von der beobachteten Scheibe verbreitern sich die Ränder. Bei hinreichend großer Entfernung breitet [sich] das Gelb von unten über das Blau von oben; und es entsteht in der Mitte Grün. Um sich weiter über die Sache aufzuklären, betrachtet Goethe eine schwarze Scheibe auf weißem Grunde durch das Prisma. Dadurch wird oben ein Dunkles über ein Helles, unten ein Helles über ein Dunkles geschoben. Oben erscheint Gelb, unten Blau. Durch Entfernung des Prismas von der Scheibe entsteht in der Mitte Pfirsichblüt. Goethe war nun der Ansicht, daß dasjenige, was für die weiße Scheibe richtig ist, auch für die schwarze gelten muß. «Wenn sich dort das Licht in so vielerlei Farben auflöst, so müßte ja hier auch die Finsternis als in Farben aufgelöst angesehen werden.»<sup>24</sup> Goethe nennt diese Art von Versuchen *subjektive*, weil sich die Farben nicht irgendwo im Raume fixiert zeigen, sondern nur dem Auge erscheinen, wenn es durch ein Prisma auf einen Gegenstand blickt. Er will diese Versuche durch objektive ergänzen. Er bedient sich dazu eines Wasserprismas. Er läßt das Licht durch dieses Prisma hindurchscheinen und fängt es hinter demselben durch einen Schirm auf. Dadurch daß das Sonnenlicht durch Öffnungen ausgeschnit-

tener Pappen hindurchscheinen muß, erhält man einen begrenzten erleuchteten Raum, der rings von Dunkelheit umgeben ist. Der begrenzte Lichtkörper wird durch das Prisma von seiner Richtung abgelenkt. Fällt das also abgelenkte Licht nun auf einen Schirm, so entsteht auf demselben ein objektives Bild, das am oberen Rand blau, am unteren gelb gefärbt ist, wenn der Querschnitt des Prismas von oben nach unten schmaler wird. Gegen den dunklen Raum zu geht das Blau in Violett, gegen die helle Mitte zu in Hellblau über; das Gelbe nimmt gegen die Dunkelheit zu einen roten Ton an. Goethe erklärt sich diese Erscheinung auf folgende Weise. Oben strahlt die helle Lichtmasse in den dunklen Raum hinein; sie erhellt ein Dunkles und läßt es als Blau erscheinen. Unten strahlt der dunkle Raum in die Lichtmasse hinein; er verdunkelt die Helle, die dadurch gelb erscheint. Wird der Schirm von dem Prisma entfernt, so verbreitern sich die Ränder; und bei genügend großem Abstand strahlt in der Mitte das Blau in das Gelb hinein, und es entsteht Grün. Durch solche Versuche findet Goethe die Ansicht, die er an den subjektiven Versuchen gewonnen hat, durch die objektiven bestätigt. Die Farben werden deshalb, seiner Ansicht nach, durch das Zusammenwirken von Hell und Dunkel hervorgebracht. Das Prisma dient dazu, ein Helles über ein Dunkles, und ein Dunkles über ein Helles zu schieben. *Gelb* ist durch Dunkelheit gedämpftes Licht, *Blau* durch Licht abgeschwächte Finsternis. Wo Gelb durch überlagerte Finsternis weiter getrübt wird, entsteht *Rot*; wo Blau durch Finsternis gedämpft wird, erscheint *Violett*. Dies sind für Goethe die Grundgesetze der Farbenlehre. Sie sind nichts weiter als der Ausdruck der dem Auge gegebenen Erfahrung. Und weil sie durch die einfachsten Bedingungen herbeigeführt werden, nennt Goethe sie die *Urphänomene* der Farbenwelt. Alle übrigen Erscheinungen innerhalb dieser Welt entstehen, wenn zu den einfachen Bedingungen weitere hinzugefügt werden. Man erhält dann die abgeleiteten Erscheinungen, die aber auf eine Summe von einfachen sich zurückführen lassen. Durch diese Vorstellungsweise bleibt Goethe mit seiner Farbentheorie streng innerhalb des erfahrungsgemäß Gegebenen stehen. Weil Newton und die Physiker nicht in gleicher Weise verfahren, wurde er ihr Gegner. Er hat Newton so heftig angegriffen, weil er fühlte, daß dieser in einer ganz anderen Begriffswelt lebte, als es die seinige war. Allerdings ist ihm dieser grundsätzliche Gegensatz nicht in seiner ganzen Klarheit zum Bewußtsein gekommen. Er hätte es sonst dabei bewenden lassen, seine Ansicht einfach zu entwickeln, und hätte sich um die andere, auf ganz verschiedenen Voraussetzungen beruhende nicht gekümmert. Statt dessen ist er die einzelnen Versuche, die Newton angestellt hat, im einzelnen durchgegangen, und suchte bei einem jeden den Irrtum im besonderen nachzuweisen. Auf diese Weise ist der «polemische» Teil seiner Farbenlehre entstanden.

\*

\*       \*

Weniger erfolgreich waren die Bemühungen Goethes auf dem Gebiete der Mineralogie, Geologie und Meteorologie, obwohl er auch die Erscheinungen dieser Gebiete von den Gesichtspunkten seiner Weltanschauung aus zu durchdringen suchte. Auch hier ist es ihm gelungen, Einzelentdeckungen zu machen. Aber wieder sind die leitenden Ideen wichtiger als diese Einzelentdeckungen, obwohl er überall in den Ansätzen stecken geblieben ist. Auch in der Mineralogie und Geologie sucht er die Erklärung der Phänomene dadurch, daß er nach Erweiterung der Begriffswelt strebt. Er glaubt – auf seinen Harzreisen – zu erkennen, wie große anorganische Massen entstehen. Seine Ansicht, daß nicht nur das sinnlich, sondern auch das geistig Wahrnehmbare ein Wirkliches ist, zeigt sich auch auf diesem Gebiete. Er denkt sich die Steinmassen von einem *ideellen* Gitterwerk durchzogen, und zwar sechsseitig. Dadurch werden kubische, parallelepipedische, rhombische und säulenförmige Körper aus der Grundmasse herausgeschnitten. Dieses Gitterwerk soll nicht etwa bloß eine Vorstellung, ein Gedanke sein, sondern ein wirkliches System von Kräften, die in der Steinmasse tätig sind. Dieses Kräfte-Gitterwerk stellt eine Übergangsstufe dar zwischen den unorganischen Vorgängen und den Urbildern, die Goethe der organischen Natur zu Grunde liegend denkt. Er sieht in dem Geologischen ein Mittelreich zwischen Physik und Organik. Deshalb lehnt er auch die Vorstellung ab, daß die zusammengesetzten Gesteine aus ihren Bestandteilen durch Aggregation entstanden sind, sondern glaubt, daß diese einzelnen Bestandteile ursprünglich in einer einheitlichen Grundmasse enthalten waren und durch innere Bildungsgesetze von einander geschieden worden sind. Leider ist Goethe nicht dazu gelangt, diese grundlegenden Gedanken für eine größere Zahl unorganischer Formenbildungen fruchtbar zu machen. Aus ihnen wird aber seine Antipathie gegen die von Hutton, Alexander von Humboldt, Leopold von Buch<sup>25</sup> und andern verteidigte Vulkantheorie von der Erdbildung begreiflich. Diese Ansicht erklärt die Entwicklung der Erdoberfläche durch gewaltsame Revolutionen. Es ist nun für einen Geist wie Goethe, der sich stets an das erfahrungsmäßig Gegebene hält, unmöglich anzunehmen, daß zu irgendeiner Zeit der Erdentwicklung Kräfte vorhanden gewesen sind, die gegenwärtig nicht in den Umkreis der Erfahrung fallen. Eine naturgemäße Ansicht ist allein die, welche diese Entwicklung aus den durch *Beobachtung* der gegenwärtigen Verhältnisse erkennbaren Kräften herleitet, aus denen alle Erdbildungen erklärbar sind, wenn man nur die Zeiten der Wirksamkeit dieser Kräfte genügend lang annimmt. Goethe erschien die Natur in allen ihren Teilen konsequent, so daß selbst eine Gottheit an den ihr eingeborenen und durch Erfahrung festzustellenden Gesetzen nicht ändern könnte. Er konnte deshalb nicht einsehen, warum diese Gesetze in vergangenen Zeiten durch «Heben und Drängen, Schleudern und Schmeißen» sich hätten äußern sollen. Der Kampf gegen die vulkanische Theorie führte ihn wieder zu Einzelentdeckungen, zu derjenigen über den Ursprung der Gesteinsblöcke, die sich in manchen Gegenden finden

und die, ihrer Beschaffenheit nach, einst der Masse weit entfernter Gebirge angehört haben müssen. Der Vulkanismus lieferte die Erklärung, daß diese «eratischen Blöcke» durch tumultuarischen Aufstand der weit von ihrem jetzigen Fundorte gelegenen Gebirge an ihren jetzigen Ort geschleudert worden seien. Goethe fand eine seiner Anschauung entsprechende Erklärung in der Annahme, daß . . . [Hier endet die letzte Manuskriptseite.]

## HINWEISE

- <sup>1</sup> Albert Bielschowsky: Goethe. Sein Leben und seine Werke. 2 Bde. München 1896–1904. IX, 520; V, 737 S. – 42. Aufl. 1922 – Neubearbeitet von Walther Linden. 2 Bde. 1928. XI, 477; 647 S.
- <sup>2</sup> Was in eckiger Klammer steht, ist vom Verfasser der Vorbemerkung hinzugefügt worden.
- <sup>3</sup> Johann Gottfried von Herder, 1744–1803.
- <sup>4</sup> Italienische Reise; *Weimarer Ausgabe* (im folgenden mit *WA* abgekürzt) oder *Sophien-Ausgabe* von Goethes Werken, I. Abt., 31. Bd., S. 239 f.
- <sup>5</sup> Karl Ludwig von Knebel, 1744–1834.
- <sup>6</sup> *WA*, IV. Abt., 8. Bd., S. 250.
- <sup>7</sup> Carl von Linné, 1707–1778.
- <sup>8</sup> Geschichte meines botanischen Studiums. *Goethes Naturwissenschaftliche Schriften*, herausgegeben von Rudolf Steiner (im folgenden mit *Natw. Schr.* abgekürzt), 1. Bd., S. 68.
- <sup>9</sup> Friedrich Heinrich Jacobi, 1743–1819.
- <sup>10</sup> *WA*, IV. Abt., 7. Bd., S. 214; der Satz «Ich halte mich . . .» ist frei wiedergegeben und heißt wörtlich: «Wenn du sagst, man könne an Gott nur *glauben* . . ., so sage ich dir, ich halte viel aufs *Schauen*, . . .»
- <sup>11</sup> Italienische Reise; *WA*, I. Abt., 31. Bd., S. 147 f.
- <sup>12</sup> «Hat man die Idee vom Typus gefaßt . . .»: In: Vorträge über die drei ersten Kapitel des Entwurfs einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie (1796), II. Über einen aufzustellenden Typus zu einer Erleichterung der vergleichenden Anatomie; *Natw. Schr.*, 1. Bd., S. 334.
- <sup>13</sup> Du Bois-Reymond in seiner am 15. Okt. 1882 in der Berliner Universität gehaltenen Rektoratsrede «Goethe und kein Ende».
- <sup>14</sup> Charlotte von Stein, geb. v. Schardt, 1742–1827.
- <sup>15</sup> *WA*, IV. Abt., 7. Bd., S. 229.
- <sup>16</sup> *WA*, II. Abt., 7. Bd., S. 282.
- <sup>17</sup> Italienische Reise; *WA*, I. Abt., 32. Bd., S. 44.
- <sup>18</sup> Die Metamorphose der Pflanzen, 120.
- <sup>19</sup> *WA*, IV. Abt., 7. Bd., S. 242 (9. Juli 1786).
- <sup>20</sup> *WA*, II. Abt., 8. Bd., S. 261 ff.
- <sup>21</sup> Carl Gegenbaur (1826–1903), «Über das Kopfskelett der Selachier», Leipzig 1872.
- <sup>22</sup> *WA*, II. Abt., 8. Bd., S. 359 f. (Paralipomena X: Zur Nervenlehre.)
- <sup>23</sup> Bildung und Umbildung organischer Naturen. Der Inhalt wird bevorwortet. *Natw. Schr.*, 1. Bd., S. 15.
- <sup>24</sup> Materialien zur Geschichte der Farbenlehre. Konfession des Verfassers. *Natw. Schr.*, 4. Bd., 2. Abt., S. 129.
- <sup>25</sup> James Hutton (1726–1797), Alexander von Humboldt (1769–1859), Leopold von Buch (1774–1853).

## Zu neuen Bänden der RUDOLF STEINER GESAMTAUSGABE

### *Das Wesen der Farben*

Drei Vorträge, gehalten in Dornach am 6., 7. und 8. Mai 1921, sowie neun Vorträge als Ergänzungen aus dem Vortragswerk der Jahre 1914 bis 1924. Bibl.-Nr. 291, Gesamtausgabe Dornach 1973.

Goethe erzählt in seiner «Konfession des Verfassers» (der Farbenlehre), wie er vergeblich den Weg von den physikalischen Lehren über die Farben zu deren praktischer Anwendung in der Malerei gesucht habe, ja, daß sogar die Maler, die er um eine für den künstlerischen Gebrauch zulängliche Lehre immer wieder befragte, ihm keine Auskunft geben konnten. Wohl wußte man sich über räumliche Verhältnisse, Komposition, Stellung und Formen in einem Bilde Rechenschaft zu geben. «Kam es aber an die Färbung, so schien alles dem Zufall überlassen zu sein, dem Zufall, der durch einen gewissen Geschmack, einen Geschmack, der durch Gewohnheit, eine Gewohnheit, die durch Vorurteil, ein Vorurteil, das durch Eigenheiten des Künstlers, des Kenners, des Liebhabers bestimmt wurde. Bei den Lebendigen war kein Trost, eben so wenig bei den Abgeschiedenen, keiner in den Lehrbüchern, keiner in den Kunstwerken.» (Siehe: «Goethes Naturwissenschaftliche Schriften» Bd. V S. 120 folgende.)

Aus diesen Erfahrungen beschloß Goethe, der Sache auf den Grund zu gehen und die Versuche Newtons, des Begründers der Lehre von der Zerlegung des Lichtes in die Farben, selbst zu wiederholen. Es ist bekannt, wie er durch das Prisma auf eine weiße Wand blickte und das von dieser durch das Prisma ins Auge kommende Licht – nach der Lehre – in Farben zerlegt erwarten mußte, – aber die weiße Wand blieb nach wie vor weiß; wie er, dadurch stutzig geworden, nun selbst untersuchte, und, da die Farben *nur* dort erscheinen, wo ein Dunkles an ein Helles stößt, die Mitwirkung der Finsternis bei jeder Farbgenese entdeckte und durch viele Untersuchungen, durch Jahrzehnte seines Lebens, zu seiner umfassenden Farbenlehre kam.

Wenn auch diese Farbenlehre, namentlich der letzte Teil über die «sinnlich-sittliche Wirkung der Farben», eine wahre Fundgrube für den Maler ist, so zeigt sich doch, daß weitere Schritte, weitere Konkretisierungen, aber auch neue Begriffe in der Forschung über das Wesen der Farben möglich sind, so daß dem Maler eine immer wirksamere Hilfe von der Erkenntnisseite her für die Ausübung seiner Kunst übergeben werden konnte. Diese finden sich nun in den vorliegenden Vorträgen Rudolf Steiners.

Rudolf Steiner – dessen Wunsch es war, wie Marie Steiner im Vorwort zu diesen Vorträgen sagt, «Goethes Farbenlehre, Goethes Naturanschauung zum Ausgangspunkt der Begründung einer geistigen Weltanschauung zu nehmen» –, schrieb einmal in einem Brief:\* «Dort stehen bleiben wollen, wo Goethe stand, ist unsinnig, aber ohne ihn im Leibe zu haben und ohne mit den von ihm in

\* Siehe das Faksimile auf Seite 12.

die Welt gesetzten Triebfedern sich ganz durch und durch auszuspannen, ist kein Fortschritt möglich.»

Man findet nun die bedeutsame, neuartige Unterscheidung von «Bild»- und «Glanzfarben», die Rudolf Steiner hier entwickelt, schon veranlagt in der inneren dynamischen Struktur des Goetheschen Farbenkreises. Wenn Goethe Schwarz und Weiß als die «niederen Repräsentanten» von Finsternis und Licht darstellt, wenn er auf Grün als die Mischfarbe par excellence verweist – zustande gekommen durch Mischung der beiden Mutterfarben Gelb und Blau –, so findet das empfindende Verstehen leicht den Weg zum Verständnis der schattenhaften Bildfarben, wie sie in diesen Vorträgen charakterisiert werden. Blicken wir auf den § 31 der «Elemente der Farbenlehre» von Goethe; dort heißt es: «... daß die reizende Energie, womit farbige Körper auf unsere Augen wirken, mit der Helligkeit, womit das Weiße auf das Auge wirkt, nicht zu verwechseln sei. Eine orangenfarbige Fläche neben einer weißen wirkt gewaltsamer auf das Auge als jene, nicht weil sie heller ist, sondern weil sie einen eigenen Reiz besitzt, da das Weiße uns heller, aber nur gleichgültig erscheint.» Diesen «eigenen Reiz» wird man wohl am stärksten in den «Glanzfarben» wiederfinden, die vom Gelb über Rot, Violett bis Blau sich im Farbenkreis über dem Grün erheben. Der Feuerprozeß der dynamischen «Steigerung» vom Gelb zum Rot, vom Blau zum Violett, wie sie Goethe darstellt, und die geheimnisvolle Kulmination im Purpur ist dem willenshaften Glänzen der «Glanzfarben» verwandt, während das wie wäßrige Zusammenfließen von Gelb und Blau zum Grün aus der Dynamik der Glanze zur Bildfarbe herausführt.

Eine fein empfundene Darstellung bildet auch die Entstehung des Pfirsichblüt als Bildfarbe durch das Ineinanderwellen von Schwarz und Weiß mit dem einstrahlenden Rot. Feinste Differenzierungen werden damit aufgewiesen und dem Farberleben Richtungen gewiesen. – Die innere Dynamik jeder einzelnen Farbe, wie sie durch die Ausführungen Rudolf Steiners sichtbar wird, ist auch schon bei Goethe veranlagt, so wenn er beispielsweise sagt, daß «sich keine Farbe als stillstehend betrachten läßt...» Überall sieht man den Fortschritt auf der Grundlage des ««mit den von ihm (Goethe) in die Welt gesetzten Triebfedern sich ganz durch und durch» ausgespannt haben».

Damit ist auf das Verhältnis verwiesen, in dem die vorliegenden Vorträge, namentlich die drei zusammenhängenden vom Mai 1921 über «Das Wesen der Farben», zu der von Rudolf Steiner herausgegebenen, ausführlich kommentierten und immer wieder verteidigten Farbenlehre Goethes stehen.

Weit über diese hinaus gehen jedoch die Beziehungen der Farben zu den Reichen des Toten, des Lebendigen, des Seelischen und des Geistigen, wie sie Rudolf Steiner aus seiner Geistesforschung aufweist und dadurch zu dem eigentlichen Wesen der Farben zu führen vermag. Dem Farbenkreis Goethes steht hier ein anderer Kreis gegenüber. Das tote Bild des Lebens: Grün, – das lebendige Bild der Seele: Pfirsichblüt (Inkarnat), – das seelische Bild des Geistes: Weiß, – das geistige Bild des Toten: Schwarz. Nicht äußere Schematisierung waltet hier, sondern reale Wesensbeziehungen die sich gegenseitig tragen und halten. So bei den Bildfarben, bei den «Schatten» der genannten Reiche. Direkter herein-

wirkend in die Sinneswelt, daher willenshaft glänzend, bei den Glanzfarben: Blau, *Glanz* der Seele, – Rot, *Glanz* des Lebens, – Gelb *Glanz* des Geistes; die Zwischenfarben, außer Grün und Pfirsichblüt, an den realen Hintergründen, je nach ihrer überwiegenden Zuneigung, teilnehmend. So zum Beispiel das Orange, das von Rudolf Steiner an anderer Stelle die Farbe der Gesundheit genannt wird, wobei offensichtlich der Glanz des Lebens dominiert; ein andermal wird das Orange mit dem Erkennen in Zusammenhang gebracht, wobei der Glanz des Geistes vorherrscht.

Die reale Veranlassung für diese Vorträge aber war die Arbeit am ersten Goetheanumbau. Hier waren die beiden Kuppeln, die sich über Saal und Bühne wölbten, in einer neuen, dem Wesen der Farben gerecht werdenden Art auszumalen. Dafür war ein Kreis von akademisch ausgebildeten Malern beisammen. Nichts war selbstverständlicher, als daß sie den Herausgeber von Goethes Farbenlehre und Geistesforscher um tiefere Einsichten und Hilfen für ihr Gebiet befragten. Denn schon vorher hatte er in verschiedenen Vorträgen über die Farben und die Malerei, wenn auch das Gebiet nur streifend, gesprochen. Denn in der Tat: «Eine intensive Beziehung zu der Welt der Farbe zieht durch sein Lebenswerk und erhält noch eine besondere Nuance durch die Tatsache, daß die Farbenlehre Goethes zum Ausgangspunkt seines Lebenswerkes wurde», wie die Herausgeber des Bandes bemerken. Und so war es denn ganz berechtigt, zu den drei zentralen Vorträgen, die die «Grundzüge einer geisteswissenschaftlichen Farbenlehre für das künstlerische Schaffen» enthalten, eine Reihe von Vorträgen Rudolf Steiners aus früheren, sowie aus den folgenden Jahren, die das Wesen der Farben betreffen, als Ergänzungen hinzunehmen, wodurch die Ausführungen der ersten drei Vorträge des Buches noch ein ganz anderes Gewicht bekommen und die Erfüllung des Wortes, das Rudolf Steiner seinen Schülern einmal sagte, sichtbar werden kann: «Künstlerisches und Erkennendes müssen zusammenwachsen in der lebendigen geistigen Anschauung.» (Vortrag vom 13. Oktober 1920.)

Und so wird der Maler, für den ja diese Vorträge in erster Linie gehalten worden sind, für diese Zusammenstellung ganz besonders dankbar sein. Kommt doch die Befruchtung für das künstlerische Schaffen – und das ist das Anliegen Rudolf Steiners hier – aus ganz anderen Quellen als den heute noch immer auch für den Künstler in den Vordergrund gerückten Theoretisieren und Schematisieren. Um ein solches kann es sich bei dem «Erkennen», das mit dem Künstlerischen zusammenwachsen soll, ganz und gar nicht handeln. Vielmehr ist der Zugang zu diesem Erkennen nur durch das Tor der Meditation, des «moralischen Erlebens» der Farben, durch Versenkung in die spirituellen Hintergründe des Farbigen zu suchen. Und gerade dieses regen die anschließend wiedergegebenen Vorträge vom 26. Juli 1914 über «Die schöpferische Welt der Farbe», vom 1. Januar 1915 über «Das moralische Erleben der Farben- und Tonwelt als Vorbereitung zum künstlerischen Schaffen» sowie der Vortrag vom 4. Januar «Die Hierarchien und das Wesen des Regenbogens» besonders an.

Die beiden zusammengehörenden Vorträge über «Licht und Finsternis als zwei Welt-Entitäten» und «Das Leben in Licht und in der Schwere» vom 5.

und 10. Dezember 1920, also den drei ersten Vorträgen über «Das Wesen der Farben» zeitlich vorangehend, setzen die großen Weltpolaritäten von Licht und Finsternis in Beziehung zum ganzen Menschen: zum menschlichen Haupt als geronnener Licht-Vergangenheit und zu den Gliedmaßen als aufgehender Finsternis-Zukunft, so daß man auch diese Aspekte in jeder Farbe wieder erblicken kann. Gedanke und Licht, Wille und Finsternis, Licht als Leichte, Finsternis als Schwere – von allen Seiten wird das Wesen der Farben in diesen Vorträgen umkreist und vertieft –, eröffnen weite kosmische Hintergründe und heben damit das Künstlerische über allen bloßen Naturalismus unserer beschränkt-irdischen Welt hinaus.

Die Vorträge vom 2. und 9. Juni sowie vom 29. Juli 1923 zu den Themen «Von der Raumperspektive zur Farbenperspektive», «Geist und Ungeist in der Malerei – Tizians «Himmelfahrt Mariä» sowie «Maß, Zahl und Gewicht – Die schwerelose Farbe als Forderung der neuen Malentwicklung» bringen eine solche Fülle von Aufklärungen und Anregungen für den Maler, daß sich eine Weiterentwicklung der Malerei für die Zukunft in ihrer Richtung doch klar sehen läßt.

Bedeutungsvolle Aspekte bringt auch der vor den Arbeitern des Goetheanum-Baues am 21. Februar 1923 gehaltene, als Antwort auf Fragen der Arbeiter gedachte Vortrag über «Die zwei Grundgesetze der Farbenlehre in Morgen- und Abendröte und in der Himmelsbläue – Gesundheit und Krankheit im Zusammenhang mit der Farbenlehre». Hier wird das Auge, die leibliche Vermittlung der Wahrnehmung der Farben, in den Mittelpunkt gerückt. Nerv und Blut in ihrer Beziehung zu den Farben, urphänomenal wie das Entstehen von Blau und Rot aus aufgehellter Finsternis und getrübttem Licht, werden als eine wichtige Grundlegung für die Wirkung der Farben auf den Leib, also auch für jede Farbentherapie, dargestellt. Die Haltung Goethes und Newtons gegenüber der Natur, aber auch Wesentliches über die Herstellung der Pflanzenfarben wird hier ausgeführt.

Daß die in einer früheren Auflage noch veröffentlicht gewesenen Texte aus Notizbüchern Rudolf Steiners und auch die Notizen von zwei Malstunden, die er im Jahre 1922 in Stuttgart gegeben hat, in den neuen Band nicht mehr aufgenommen wurden, liegt – wie aus den Vorbemerkungen und Hinweisen hervorgeht – darin begründet, daß diese Texte zusammen mit noch manchem anderen, was Rudolf Steiner auf dem Gebiete der Farbenlehre und Malerei an Anregungen gegeben hat, gesondert erscheinen sollen. Mit dem vorliegenden Band zusammen würde dann, auf Grund von Goethes Farbenlehre und dem, was Rudolf Steiner, auf dieser fußend, weiter erforscht hat, das vorliegen, was Goethe vermißt hatte und selbst nur anfänglich leisten konnte: Ein Erkennen des Farbenwesens, das mit dem Künstlerischen wirklich zusammenwachsen kann. *H. O. Proskauer*

## Berichtigungen zu Bänden der Gesamtausgabe

*Zum Band: «Die Weihnachtstagung zur Begründung der Allgemeinen Anthroposophischen Gesellschaft 1923–1924»; Bibl.-Nr. 260, Gesamtausgabe 1963.*

Im Bericht über die Fortsetzung der Versammlungen zur Begründung der Allgemeinen Anthroposophischen Gesellschaft am 1. Januar 1924 ist ein Referat, zu dem sich Herr Dr. Heinrich Hardt gemeldet hatte und welches er auch hielt, nicht berücksichtigt worden. Es heißt im Text, auf die Aufforderung von Herrn Dr. Steiner: Das Wort hat nun Herr Hardt –: «Dieser meldete sich nicht.»

Nachstehend können wir nun eine Zusammenfassung von Herrn Dr. Hardt veröffentlichen, die er uns freundlicherweise zur Verfügung stellte. In der nächsten Buchauflage wird nach den Worten von Rudolf Steiner eingefügt werden: *Herr Hardt spricht zur Gegnerfrage.*

Zu diesem Punkt der Tagesordnung hatte er sich damals gemeldet.

Der Rudolf-Steiner-Nachlaßverwaltung bin ich dankbar, daß die oben angegebene Berichtigung nachträglich vorgenommen worden ist.

Die Weihnachtstagung machte ich noch als Medizinstudent (cand. med.) mit.

Der Zusammenhang, in dem ich meine Ansprache an die zur Weihnachtstagung Versammelten hielt, war eben die Gegnerfrage, zu welcher vor mir noch Herr Wolfgang Wachsmuth und Herr Werbeck sprachen. Darum rief mich Dr. Steiner zum zweiten Mal auf.

Ich stand in jener Zeit stark unter den geistigen Eindrücken des Buches: «Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten» und führte zu der Gegnerfrage aus, daß wir alle uns bemühen müßten, ein geistiges Schwert als allerwirksamste Waffe zu erlangen, dessen Klinge aus AUSDAUER geschmiedet sei, dessen Querstück bestehen müsse aus SELBSTBEHERRSCHUNG und dessen Griff geformt sein müsse aus GEISTESGEGENWART! Alsdann schloß ich mit einem Dichterwort, das sich hoffnungsvoll auf das kommende, Neue Goethenium bezog.

*Heinrich Hardt*

---

*Zum Band: «Die Ergänzung heutiger Wissenschaften durch Anthroposophie», Bibl.-Nr. 73, Gesamtausgabe 1973.*

In der Fragenbeantwortung vom 5. November 1917 ist auf Seite 47 versehentlich eine längere Textstelle ausgefallen. Der vollständige Text kann als Einlageblatt beim Rudolf Steiner Verlag kostenlos angefordert werden.

---

*Zum Band: «Die geistigen Hintergründe des Ersten Weltkrieges», Bibl.-Nr. 174 b, Gesamtausgabe 1973.*

Bei den Hinweisen zu diesem Band wurde die letzte Seite versehentlich nicht mitgedruckt. Sie kann als Einzelblatt beim Rudolf Steiner Verlag kostenlos angefordert werden.

**22. Sommerausstellung aus dem Archiv der  
Rudolf Steiner-Nachlaßverwaltung**

vom 15. Juli bis 20. August 1974  
in der Rudolf Steiner-Halde, Dornach  
Geöffnet: Täglich 14–16 Uhr. Freier Eintritt

**GOETHE UND RUDOLF STEINER**

*Von Goethes Naturanschauung zur Anthroposophie  
Zur Inszenierung von Goethes «Faust» am Goetheanum*

Bilder Skizzen Entwürfe Manuskripte

---

*Im Rahmen der Ausstellung*

Vortrag von Edwin Froböse:  
Zur «Faust»-Inszenierung

Am 18. und 28. Juli, 6. und 15. August, jeweils 14.30 Uhr

## *Bericht über Bücherspenden für den Osten*

Bereits verschiedentlich wurde in diesen Blättern die Bitte ausgesprochen, unseren Freunden in Ostländern, die nicht in der Lage sind, Bücher Rudolf Steiners zu kaufen, durch Spenden in natura oder in Geld zum Erwerb anthroposophischer Literatur zu verhelfen. Wir haben in erfreulicher Weise Spenden erhalten und konnten neben der Vermittlung vieler gebrauchter Bücher auch neue Bücher kaufen und abgeben, wobei die Nachlaßverwaltung jeden gespendeten Franken verdoppelte und die ganzen Umtriebe übernahm, die mit dieser Aktion verbunden sind. Wir kommen wieder auf diese Sache zurück, weil hier ein echtes Bedürfnis vorliegt. Wir sind auch darauf hingewiesen worden, daß Erben anthroposophischer Nachlässe oft nicht wissen, wohin sie die Steiner-Literatur geben sollen. Hier ist eine Möglichkeit gegeben, mit diesen Büchern die anthroposophische Arbeit zu stützen und Menschen Freude zu machen.

Bücherspenden sind erbeten an das Archiv der Rudolf Steiner-Nachlaßverwaltung, CH 4143 Dornach, oder – für Deutschland – an den Rudolf Steiner Verlag, Deutsche Auslieferung, D 7 Stuttgart 70 (Plieningen), Paracelsusstr. 26. Geldspenden: Postcheckkonto Rudolf Steiner-Nachlaßverwaltung, Dornach, 40-21982 (Basel); Rudolf Steiner Verlag, Deutsche Auslieferung, Stuttgart 31 661/702.

Für die Rudolf Steiner-Nachlaßverwaltung  
*Robert Friedenthal*

**BEITRÄGE ZUR RUDOLF STEINER GESAMTAUSGABE  
VERÖFFENTLICHUNGEN AUS DEM ARCHIV  
DER RUDOLF STEINER-NACHLASSVERWALTUNG, DORNACH**

Heft 46 Sommer 1974

---

Hella Wiesberger: Goethes Naturwissenschaftliche Schriften als Fundament von Rudolf Steiners Gesamtwerk. Zur vorgesehenen Neuauflage der Naturwissenschaftlichen Schriften und zur 22. Sommerausstellung aus dem Archiv der Rudolf Steiner-Nachlassverwaltung in Dornach, Rudolf Steiner-Halde . . . . .	1
Aus dem Briefwechsel Kürschner - Schröer - Steiner, im Zusammenhang mit der Herausgabe von Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften in Kürschners Deutscher Nationalliteratur . . . . .	5
Aus einem Brief Rudolf Steiners an Richard Specht. Weimar, 18. Juli 1891 (Faksimile) . . . . .	12
Ein Manuskript Rudolf Steiners über Goethes Verhältnis zur Naturwissenschaft . . . . .	13
Zu neuen Bänden der Rudolf Steiner Gesamtausgabe: «Das Wesen der Farben» . . . . .	27
Berichtigungen zu Bänden der Gesamtausgabe . . . . .	31
22. Sommerausstellung aus dem Archiv der Rudolf Steiner-Nachlassverwaltung . . . . .	32
Bericht über Bücherspenden für den Osten . . . . .	3. Umschlagseite

Die Zeichnung auf dem Umschlag wurde nach einer Bleistiftskizze Rudolf Steiners leicht verkleinert reproduziert.

---

*Herausgeber:* Rudolf Steiner-Nachlassverwaltung, CH 4143 Dornach, Rudolf Steiner-Halde. – *Redaktion:* Wolfram Groddeck. – *Administration:* Rudolf Steiner Verlag, CH 4143 Dornach, Haus Duldeck. Postcheckkonto Basel 40 -13768. Für Deutschland: Karlsruhe 70196-757. *Druck und Versand:* Zbinden Druck und Verlag AG, CH 4006 Basel 6, St. Albanvorstadt 16. – Preis des Einzelheftes Fr. 5.–/DM 4.50, des Doppelheftes Fr. 10.–/DM 9.–, jeweils zuzüglich Porto. Im Abonnement für jeweils 4 Hefte Fr. 18.–/DM 16.– zuzüglich Porto.